

I. Abhandlungen

HAT DIE LEBENSSTILFORSCHUNG EINE ZUKUNFT?

Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen

Gunnar Otte

Zusammenfassung: In jüngster Zeit häufen sich Versuche einer Bilanzierung der Lebensstilforschung – so von Thomas Meyer und Dieter Hermann. Die Ansprüche der Lebensstilforschung und ihre empirische Evidenz werden dabei selektiv dargestellt und nicht hinreichend systematisiert. Daneben lassen die überwiegend negativen Bilanzen offen, ob die Lebensstilsoziologie als gescheitert anzusehen ist bzw. welche Implikationen für die zukünftige Forschung abzuleiten sind. Der vorliegende Beitrag versteht sich als Bestandsaufnahme mit größerer Systematik: Neun zentrale Behauptungen werden im Licht empirischer Befunde auf ihre Haltbarkeit bewertet. Dabei stehen die viel zitierten Ansätze des Sinus-Instituts und von Gerhard Schulze im Mittelpunkt. Angelehnt an diese Diskussion werden vier Varianten der Lebensstilanalyse auf ihre Zukunftsträchtigkeit geprüft. Dabei werden zum einen die Vorzüge variablenorientierter, themenzentrierter Forschungsansätze betont. Zum anderen wird für typologisch orientierte, lebensstilbasierte Sozialstrukturanalysen das Programm einer theoriereichen Konstruktion replizierbarer Typologien umrissen.

I. Einleitung

Für die Lebensstilforschung scheint die Zeit des Bilanzierens gekommen. Nachdem bereits Hartmann (1999: 12) einen „Rückgang der Lebensstil-Euphorie“ diagnostizierte und die Befürchtung äußerte, dass sich ein „Forschungsfeld, dessen prominenteste Vertreter mit weitgehenden Behauptungen, Wahrheitsansprüchen und Gesellschaftsdiagnosen angetreten waren, vor der theoretischen Systematisierung und empirischen Prüfung seiner Aussagen gewissermaßen klammheimlich zu verabschieden“ drohe, haben auch Garhammer (2000), Allmendinger und Ludwig-Mayerhofer (2000), Meyer (2001) und – jüngst in dieser Zeitschrift – Hermann (2004) der Lebensstilforschung ein überwiegend negatives Zeugnis ausgestellt. Garhammers (2000: 310) Sammelbesprechung neuerer Publikationen mündet in dem ernüchternden Fazit, dass der „Fortschritt der Lebensstilforschung ... zum guten Teil auf der Generierung und Synopse neuer Typologien“ beruhe. Allmendinger und Ludwig-Mayerhofer (2000) identifizieren die Beschäftigung mit Lebensstilen als eine deutsche Sonderentwicklung. Zentrale Annahmen – etwa die des Vergemeinschaftungspotenzials von Lebensstilen – seien empirisch ungeprüft geblieben, und auch die theoretische Rückbindung an andere Ungleichheits-

dimensionen – etwa Alter und Geschlecht – sei defizitär. Der Lebensstilforschung sei „letztlich die Ungleichheit abhanden gekommen“. Die beiden Aufsätze, die explizit eine „Bilanz“ vorzunehmen beanspruchen, möchte ich genauer betrachten.

Meyer (2001: 256, 267) spricht der Lebensstilsoziologie einen „unausgereiften, in vielerlei Hinsicht verbesserungsfähigen Charakter“ zu und zieht eine „insgesamt negative“ Bilanz zur „aktuellen Leistungsfähigkeit des Lebensstilkonzepts“. Er bemängelt begriffliche Unschärfen und theoretische Defizite, die lebensferne Konstruktion vieler Typologien, die Verkennung der Strukturiertheit von Lebensstilen durch objektive Ungleichheitsmerkmale sowie den Verlust des kritischen Impetus der Ungleichheitsforschung. Auch wenn Meyer zutreffende Beobachtungen macht, erscheint mir seine Bilanz eklektizistisch. Nur unsystematisch unternimmt er den Versuch einer Konfrontation zentraler Behauptungen der Lebensstilforschung mit der vorliegenden empirischen Evidenz. Schemenhaft bleiben vor allem die Implikationen seiner Diskussion. Zwar fordert er eine Anbindung des Lebensstilkonzeptes an die objektiven Ressourcen und Restriktionen, die die klassische Ungleichheitsforschung zum Thema hat, doch weder ist diese Forderung neu (vgl. Bourdieu 1982; Müller 1992) noch gibt es einen Mangel an Studien, die diesen Nexus wenigstens empirisch herstellen – Meyer zitiert selbst eine Reihe davon. Die entscheidende Frage, die er nicht erörtert, lautet: Ist für die Analyse sozialer Phänomene *zusätzlich* zu „objektiven“ Sozialstrukturkategorien der Rückgriff auf Lebensstile überhaupt gewinnbringend?

Dieser Frage widmet sich Hermann (2004: 164–173). Er referiert Studien, die den Einfluss von Lebensstilen bei der Vorhersage bereichsspezifischer Verhaltensweisen und Einstellungen untersuchen. Leider sind darunter nur wenige, die die Einflussstärke erstens mit einer Maßzahl – etwa dem Anteil erklärter Varianz – quantifizieren und sie zweitens unter Kontrolle von Sozialstrukturmerkmalen und anderen relevanten Variablen messen. Erst auf diese Weise lässt sich erkennen, ob Lebensstileffekte bloße Reflexe anderer, kausal vorgelagerter Faktoren sind – etwa von sozialer Schicht, Alter oder Wertorientierungen. Die referierte Befundlage ist gemischt: Einige Studien zeigen, dass Lebensstile einen *partiell* von Drittvariablen unabhängigen Effekt haben – bei der Erklärung von Parteipräferenzen (Otte 1997; Schroth 1999), der subjektiven Lebensqualität (Spellerberg 1996) und des Viktimisierungsrisikos (Hermann und Dölling 2001). In anderen Fällen stellen sich Lebensstileinflüsse als „Scheineffekte“ heraus, hinter denen sich Strukturmerkmale oder Wertorientierungen verbergen – bezogen auf Aspekte des Konsumverhaltens (Lange 1991) und selbstberichtetes delinquentes Verhalten (Hermann 2003). Die Größenordnung der durch Lebensstile erklärten Varianzanteile bilanziert Hermann nicht; die zitierten Studien geben darüber selten Auskunft.

Hermann (2004: 175) kommt zu dem Schluss, dass „für die empirische Lebensstilforschung zumindest partiell eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit konstatiert werden“ könne. Eingelöst werde ihr Anspruch, Großgruppen deskriptiv über Lebensstilmerkmale abgrenzen zu können. Belegt werde auch die These einer kausalen Abhängigkeit des Lebensstils von strukturellen Ungleichheitsmerkmalen auf der Mikroebene. Auf der Makroebene finde man zum Teil „erwartungswidrige Zusammenhänge“: Auf der Basis aggregierter Daten des amerikanischen Jugendsurveys „Monitoring the Future“ finde sich über den Zeitraum von zwanzig Jahren trotz des ansteigenden Bildungsniveaus ein rückläufiger hochkultureller Lebensstil, indiziert durch Buch-

und Zeitungslektüre und die Mitarbeit an politischen Kampagnen. Bei der Verwendung von Lebensstilen als unabhängigen Variablen werde der Anspruch eingelöst, „Erkrankungen, Mortalität und Interaktionen“ erklären zu können; bei der Erklärung sozialen Handelns in anderen Bereichen könnten die vorfindbaren Korrelationen allerdings Ausdruck einer Scheinkausalität sein.

Diese Art einer Bilanzierung erscheint mir fragwürdig. Erstens werden die Erklärungsansprüche der Lebensstilforschung variablensoziologisch verengt. Völlig außen vor bleibt die Frage, inwieweit die statistischen Korrelationen sinnverstehend erklärbar sind. Zweitens ist der erstgenannte „Anspruch“ trivial. Da sich mit Clusteranalysen de facto immer Personenaggregate abgrenzen lassen, kann der Anspruch nicht darin liegen, Lebensstilgruppen lediglich zu beschreiben, sondern sie so abzugrenzen, dass sie lebensweltlichen Realitätsgehalt haben und in Folgestudien reproduzierbar sind. Drittens wird die Behauptung einer Abhängigkeit des Lebensstils von objektiven Sozialstrukturmerkmalen keineswegs einhellig geteilt. Im Gegenteil beansprucht ein Teil der Forschung eine „Autonomie des Lebensstils“. Der empirische Nachweis der Strukturiertheit von Lebensstilen löst somit einen bestehenden Dissens auf. Viertens verwendet Hermann mehrmals Einzelindikatoren als „Lebensstile“ und verkennt deren Syndromcharakter. Eine gegenläufige Entwicklung des aggregierten Bildungsniveaus und der Lektürehäufigkeit bzw. Partizipationsbereitschaft von Jugendlichen ist für mich kein Nachweis einer Schwäche von Lebensstilansätzen. Zudem unterschlägt er in seinem Resümee die von ihm zuvor zitierten Studien (z.B. Spellerberg 1996), die die Eignung von Lebensstiltypologien zur Beschreibung kultureller Unterschiede auf der Makroebene verdeutlichen. Fünftens zieht er zum Teil rein bivariat vorgehende Studien heran und präsentiert kaum Maßzahlen zur Erklärungskraft, so dass sein Fazit zur Leistungsfähigkeit von Lebensstilen als unabhängigen Variablen auf sehr wackeligen Füßen steht.

Ich möchte in meinem Beitrag einen Gegenentwurf einer Bilanz der Lebensstilforschung vorlegen, der nicht immer zu gegenteiligen Ergebnissen kommt – denn auch mein Fazit zum Status Quo fällt skeptisch aus –, der aber eine stärkere Systematisierung des Forschungsfeldes beansprucht. Über eine Bilanz hinaus, die ich in neun Unterpunkten in Abschnitt II vornehme, möchte ich in Abschnitt III Implikationen für die Ausgestaltung einer zukünftigen Lebensstilforschung herausarbeiten. In den letzten Jahren sind Forschungsdesiderata immer wieder benannt, aber nach wie vor kaum eingelöst worden. Die Probleme der gängigen Praxis müssen folglich grundlegender Art sein. Sie fordern zu einer Neuorientierung der Lebensstilsoziologie auf, die ich abschließend umreißen möchte.

II. Behauptungen der Lebensstilforschung und ihre empirische Evidenz

Worin bestehen zentrale Behauptungen der Lebensstilforschung und welche Evidenz findet sich dafür? Natürlich äußert sich „die“ Lebensstilforschung nicht einmütig und nicht immer werden ihre Ansprüche explizit gemacht. Die folgende Aufzählung unternimmt den Versuch einer Bündelung weitgehend geteilter, expliziter Behauptungen

und solcher, die umstrittener sind oder implizit bleiben. Die vorliegenden empirischen Erkenntnisse stelle ich komprimiert vor.¹

1. Subjektive Relevanz von Lebensstilen

Eine zentrale Forderung der Lebensstilforschung besagt, dass man soziale Ungleichheit nach den Kriterien untersuchen müsse, die in der Ungleichheitswahrnehmung der Menschen im Mittelpunkt stünden (Bolte 1990: 28; Müller-Schneider 1994: 18–29; 2000: 368f.; Schulze 1992: 71; Müller 1992: 49; Michailow 1994: 28; Konietzka 1995: 17). Die ungleiche *Verwendung* materieller und zeitlicher Ressourcen sei heute bedeutsamer als deren ungleiche *Verteilung*. Diese „Kulturalisierung“ der Wahrnehmung erfordere eine Konzeption, die an der Ressourcenverwendung ansetze: eine Lebensstilkonzeption (Spellerberg 1996: 58).

In einem der interessantesten Forschungsprojekte zum Wandel der Selbstwahrnehmung und -präsentation weisen Buchmann und Eisner (1998, 1999) eine zunehmende Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung nach. Anhand einer quantitativen Inhaltsanalyse von Kontaktanzeigen untersuchen sie für den Zeitraum von 1900 bis 1996 kulturelle Codes, auf die Menschen bei der Partnersuche zurückgreifen. Dabei zeigt sich ein dramatischer Wandel „from status to style“: Insbesondere in den 1960er und 1970er Jahren steigt der Anteil kultureller Codes rapide an, die sich auf Freizeit, Lebensstil und das äußere Erscheinungsbild beziehen, während Bezüge auf den sozialen Status – soziale Herkunft, Einkommen und Vermögen – kontinuierlich abnehmen. Dies könne als Entkopplung kultureller Wahrnehmungsschemata von strukturellen Positionen gedeutet werden.

Insgesamt liegen Hinweise auf die subjektive Bedeutung von Lebensstilen eher kursorisch vor. Verwiesen wird auf die Angebotsvielfalt auf den Produktmärkten (Backhaus 1999); den Stilpluralismus der Jugendkulturen (Ferchhoff 1999: Kap. 7); das Wachstum der Kultur-, Freizeit- und Tourismusindustrie (Michailow 1994: 36f); den Gewinn an Zeit zur Selbststilisierung (Urtitz 1984: 28ff.); die Mediatisierung der Wahrnehmung und die Verschiebung massenmedialer Inhalte von der Information zur Unterhaltung (Eichmann 2000: Kap. 3); den Bedeutungsgewinn „symbolischer Politik“ (Meyer 1992). Trotz dieser Hinweise bleibt offen, ob Lebensstile als Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien *relevanter* geworden sind oder sogar „Strukturdominanz“ erlangt haben.

Zudem liegen Befunde vor, die auf die Stabilität der Selbstwahrnehmung in traditionellen Kategorien hinweisen. So kommt Noll (1999) anhand der Allbus-Erhebungen von 1980 bis 1996 zu dem Ergebnis, dass sich rund 94 Prozent der Befragten einer der fünf vorgegebenen sozialen Schichten zuordnen können – ohne erkennbaren zeitlichen Trend. Es zeigt sich darüber hinaus ein statistisch deutlicher und zeitlich trendloser Zusammenhang der subjektiven Einstufung mit der objektiven Statuslage, der Schulbil-

¹ Die einbezogene Literatur konzentriert sich auf die deutsche, akademische Lebensstilsoziologie. Wenig Berücksichtigung finden Arbeiten zur Lebensstilthematik im nichtdeutschen Sprachraum, in der Marktforschung und in anderen Fachgebieten, etwa der Medizin und Betriebswirtschaftslehre.

dung und dem Einkommen. Eine „Entschichtung“ der Subjektivität von objektiven Positionen ist nicht festzustellen.

Abgesehen davon lässt sich ein *grundsätzlicher* Einwand gegen das Argument erheben, die Ungleichheitsanalyse müsse an den für die Wahrnehmung zentralen Kategorien ansetzen. Im Sinne der These der Latenz sozialer Klassen (Breen und Rottman 1995: 179; Geißler 1996: 333f) kann man behaupten, dass die Ungleichheitswahrnehmung solange von nachgeordneter Bedeutung sei, wie sie *keine Konsequenzen* für die Lebenschancen und das Handeln der Akteure nach sich ziehe, sondern diese Konsequenzen – latent – der Klassenstruktur folgten. Die Lebensstilforschung müsste also *empirisch demonstrieren*, welche Konsequenzen Lebensstile und Lebensstilsemantiken haben (vgl. Abschnitte II.3 bis II.5).

2. Individuelle Gestaltbarkeit der Subjektivität

Lebensstile werden fast immer über „subjektive“ Verhaltensweisen, Symbole, Geschmacksmuster oder Wertorientierungen definiert – und nicht über „objektive“ Ressourcen. Im Sinne der angenommenen Entkopplung der Subjektivität von objektiven Strukturen wird von nahezu allen Autoren eine zumindest *partielle* individuelle „Wählbarkeit“ von Lebensstilen behauptet (z.B. Hradil 1987: 161f.; 1999: 420; Lütke 1989: 17; Müller 1992: 374f.; Vester et al. 2001: 257, 364f.; Spellerberg 1996: 11).

Eine besonders große Gestaltbarkeit impliziert die These einer „Autonomie des Lebensstils“. Dieser Begriff wird von Hörning, Ahrens und Gerhard (1996: 35) verwendet, die die „Kontingenzspielräume“ bei der Konstruktion von Lebensstilen hervorheben. Lebensstile gründeten nicht „auf sozial homogene Lagen ...“, die sich durch ein Bündel generalisierter sozialstruktureller Faktoren bestimmen“ ließen. Vielmehr stellten sie sich „über die Vergesellschaftung von funktional differenzierten und soziokulturell segmentierten *Teillagen* her, wobei strukturell Raum für subjektive Relevanzsetzungen und subjektzentrierte Gestaltungsoptionen gelassen“ sei (Hörning und Michailow 1990: 502; Betonung i.O.). Daher müsse man untersuchen, „wie sich Lebensstilstrukturen als Einheit selbst formieren und produzieren“ (Hörning, Ahrens und Gerhard 1996: 49). Ähnliche Vorstellungen verfolgen Berking und Neckel (1990) mit dem Konzept der „nachtraditionalen Gemeinschaftsbildung“ sowie Hitzler (1994) mit dem der „Bastelexistenz“.

Das Fehlen des Strukturbezugs von Lebensstilen mag bei den genannten Ansätzen mit der qualitativ-ethnographischen Perspektive zu tun haben. Widersprüchlicher erscheint die Argumentation *quantitativ* orientierter Vertreter der Autonomiethese, deren Ansatz sich als „subjektorientierte Strukturanalyse“ bezeichnen lässt (Schulze 1992: 337; Müller-Schneider 1994, 2000). Schulze und Müller-Schneider zeigen nicht nur, dass sich eine Reihe von Lebensstilindikatoren zu übergeordneten, zeitlich stabilen Geschmacksmustern – „alltagsästhetischen Schemata“ – bündeln lassen. Sie zeigen auch, dass diese Muster in klarer Beziehung zu Alter, Bildung und anderen Strukturmerkmalen stehen. Diese Beziehungen sind in mehreren Studien repliziert worden (vgl. die Übersicht bei Hermann 2004: 160). Gleichwohl betont Schulze (1992: 22, 34–38, 55, 68, 197–208) die Dominanz der innen- und erlebnisorientierten „Handlungsform des

Wählens“. Seiner Meinung nach lässt sich „die Verteilung von Subjekttypen nicht mehr bloß als Folgeerscheinung der Verteilung von Situationen [d.h. strukturierenden Bedingungen; G.O.] verstehen. Das kollektive Gefüge von Subjektivität wird zum eigenständig wirksamen Faktor ...“ (Schulze 1992: 337). Damit unterstellt Schulze eine Eigenständigkeit des Geschmacks, *obwohl* er diesen als elementar strukturabhängig nachweist und *obwohl* er Alters-Bildungsgruppen sogar zur operationalen Grundlage seiner Milieutypologie macht. Er löst diese Inkonsistenz auf, indem er eine „*Umdefinition* der sozialstrukturellen Kategorien des Alters und der Bildung *im Sinne von Zeichen*“ vornimmt (Konietzka 1995: 94; Betonungen i.O.). In der „Erlebnisgesellschaft“ finde eine „innenorientierte Umdeutung“ sozialer Kategorien statt: Formalbildung sei „zwar immer noch evident und signifikant, aber ihre hierarchische Interpretation geht zurück“ (Schulze 1992: 256).

Die Absage an eine Ressourceninterpretation sozialer Kategorien erscheint aus einer Ungleichheitsperspektive problematisch. Wenn Schulze (1992: 191) konstatiert, dass höhere Bildung „[s]eit Jahrhunderten ... ästhetische Sozialisation auf das Hochkulturschema hin“ bedeute und „sich daran bis zur jüngsten Vergangenheit nichts Wesentliches geändert“ habe, so stellt doch ihre Wirkung als „kulturelles Kapital“ die einleuchtendste Erklärung dafür dar. In empirischer Hinsicht kann man mit Johannsen (2000: 34) zu folgendem Schluss kommen: „Die Erlebnisgesellschaft, die sich als ‚Nachfolgemodell‘ der Bourdieuschen Klassengesellschaft versteht, liefert keinen Beleg dafür, daß eine ‚Entstrukturierung‘ von sozialer Ungleichheit und Lebensstilen tatsächlich stattgefunden hat. Vielmehr zeigen Schulzes Ergebnisse, daß Lebensstile nach wie vor nach sozialstrukturellen Rahmenbedingungen wie Alter und Bildung variieren und insofern keineswegs losgelöst von äußeren Handlungsbedingungen sind.“ Diese Bedingungen wirken *zumindest latent* weiter.

Die Frage der Gestaltbarkeit von Lebensstilen lässt sich auf der Basis qualitativer wie quantitativer Studien beantworten. Vester et al. (2001: 364; Betonungen i.O.) heben im Resümee ihrer qualitativen Studie hervor, dass es „durchaus typische *Entsprechungen zwischen neuen sozialen Lagen und neuen Lebensweisen*“ gebe. Die „Entkopplungen“ von Lage und Habitus seien „*begrenzt* und *spezifisch*“. Selbst die Arbeiten von Vertretern der Autonomiethese bringen zum Teil klare Lageabhängigkeiten zum Ausdruck. Wenn Berking und Neckel (1990: 486f.; Betonung i.O.) in ihrer qualitativen Studie in Berlin-Schöneberg die „neoexistentialistischen Post-Punks“ als einen Lebensstil beschreiben, den „die jungen *drop-outs* der unteren Mittelklasse“ verfolgten, die einen Bruch mit ihrem kleinbürgerlichen Herkunftsmilieu vollzögen und verunglückte Aufstiegsversuche „in den Nischen der Kulturszenen oder des neuen Dienstleistungsgewerbes“ durchlebten, so ist die strukturelle Lagerung m.E. evident.

Bei der Analyse quantitativer Daten der Marktforschungserhebung „Life Style '90“ erzielt Georg (1998: 215, 218) in multinomialen Logitmodellen mit sozialstrukturellen Variablen eine Devianzreduktion² von rund 25 Prozent in der Zugehörigkeit zu sieben

2 Die „Devianzreduktion“ in Logitmodellen ist statistisch anders definiert als der „Anteil erklärter Varianz“ in linearen Regressionen, lässt sich aber in ähnlicher Weise als Maßzahl der Erklärungskraft verwenden. In beiden Fällen gibt ein Prozentwert die Verbesserung der Modellgüte an, die durch die Einbeziehung einer unabhängigen Variablen erzielt wird.

Lebensstiltypen.³ Als erklärungskräftig erweisen sich – bi- und multivariat – Alter, Haushaltszusammensetzung, Geschlecht und Bildung. Ökonomische und berufsbezogene Merkmale haben eine geringere Bedeutung. Auf der Basis des Wohlfahrtssurvey 1993 kommt Spellerberg (1996: 192–194) zu ähnlichen Befunden. Bi- und multivariat sind Alter, Bildung und Geschlecht die wichtigsten sozialstrukturellen Einflussgrößen für die Zugehörigkeit zu neun Lebensstiltypen. Dieselben Daten bearbeitet Johannsen (2000: Kap. 5 und 6) mit multiplen Korrespondenzanalysen. Den resultierenden Raum der Lebensstile kennzeichneten zwei „strukturelle Ordnungsprinzipien“ (ebd.: 49): „In erster Linie eine hierarchische Schichtdimension, die auf die Ausstattung mit unterschiedlichen Kapitalvolumen hinweist, in zweiter Linie eine quer dazu verlaufende Modernisierungsdimension entlang des Alters.“ Damit bestätigt sich die Alters-Bildungs-Strukturierung alltagsästhetischer Schemata und die nach Altersgruppen „gespaltene Vertikalität“, die Schulze (1992) identifiziert (vgl. auch Schroth 1999: 114–137). Johannsen (2000: 55) zeigt weiter, dass der Gegensatz zwischen Hoch- und Trivialekultur nicht nur bildungsspezifisch, sondern auch nach Einkommen und Beruf strukturiert ist. Die „Klassen- bzw. Schichthierarchie“ sei „die wichtigste Differenzierungslinie des Raumes der Lebensstile“.

Die viel zitierte, aber in Publikationen kaum eingehend untersuchte Milieutypologie des Sinus-Instituts (Flaig, Meyer und Ueltzhöffer 1993) weist ebenfalls deutliche Strukturbezüge auf. Nach eigenen Berechnungen mit kumulierten Sinus-Daten der Jahre 1995 und 1996 geht vom Lebensalter bivariat die stärkste Wirkung auf die Milieuzugehörigkeit aus (*Tabelle 1*).⁴ Mit dem Alter variieren Lebensphasen und Lebensformen, so dass auch der Erwerbsstatus und der Familienstand sehr erklärungskräftig sind. Die nachfolgenden Variablen verweisen auf die vertikale Schichtung der Milieus: berufliche Stellung, Bildung und – von geringerer Relevanz – Einkommen. Ein multiples Modell mit den Variablen Alter, Erwerbsstatus, Bildung, Kinder im Haushalt und Haushaltsnettoeinkommen leistet eine Devianzreduktion von 9,2 Prozent in der Milieuzugehörigkeit.

Eine verbreitete Behauptung ist die der *Entökonomisierung*: Lebensstile seien weitgehend entkoppelt von Einkommensressourcen, Berufspositionen und ökonomisch definierten Großgruppen (Müller-Schneider 1994: Kap. 3; 2000: 373; Schulze 1992: 193–195). Trotz der in mehreren Studien identifizierten Nachrangigkeit ökonomischer Merkmale kann die These nicht als bewiesen gelten. Erstens ist darauf hinzuweisen, dass in den meisten Studien Lebensstilmerkmale Verwendung finden, die „ökonomisch wenig ‚kapitalintensiv‘ sind“ (Johannsen 2000: 36, Fn. 8), etwa Variablen des alltagsästhetischen Geschmacks. Andere Befunde sind erwartbar, wenn Lebensstile über Indikatoren des Luxuskonsums operationalisiert würden: Rössel (2004: 107) weist eine primäre Einkommensabhängigkeit des Delikatessenkonsums, des Autobesitzes und der Ur-

3 Anhand der Angaben bei Wahl (1997: 144–158) gelangt man zu einer Erklärungskraft vergleichbaren Ausmaßes. Mittelt man die von ihr ausgewiesenen Pseudo-R²-Werte binärer logistischer Regressionsmodelle, in denen die Zugehörigkeit zu jeweils einem von zwei Lebensstiltypen mit sozialstrukturellen Variablen erklärt wird, ergibt sich auch hier ein durchschnittlicher Wert von knapp 25 Prozent (eigene Berechnung).

4 Die Daten wurden mir freundlicherweise von *Sinus Sociovision*, Heidelberg, im Rahmen meiner Diplomarbeit zur Verfügung gestellt. Bei dem verwendeten Milieumodell handelt es sich um eine Version mit zehn Milieus, die mittlerweile aktualisiert worden ist.

Tabelle 1: Bivariate Erklärungskraft von Sozialstrukturvariablen bei der Erklärung der Zugehörigkeit zu zehn Sinus-Milieus in multinomialen Logitmodellen

	df	P ² (in %)
Lebensalter (7 Kategorien)	54	5.73
Erwerbsstatus (Vollzeit / Teilzeit / arbeitslos / Rente / Hausfrau / Ausbildung)	45	4.93
Familienstand (verheiratet / geschieden / ledig / verwitwet // Kind(er) unter 18 im Hh.)	36	4.28
Berufliche Stellung (11 Kategorien)	90	3.17
Bildungsabschluss (ohne Abschluss / Hauptschule / Realschule / Abitur / Hochschule)	36	3.13
monatliches Haushaltsnettoeinkommen (metrisch)	9	1.56
Kind(er) unter 18 im Haushalt (Dummy)	9	1.10
Geschlecht (männlich / weiblich)	9	0.60
Wohnortgröße (<5.000 / 5.000–20.000 / 20.000–100.000 / >100.000)	27	0.56
monatliches Pro-Kopf-Haushaltsnettoeinkommen (metrisch)	9	0.49
Konfessionszugehörigkeit (evangelisch / katholisch / andere oder keine)	18	0.46
Nationalität (deutsch / andere)	9	0.23

Anmerkungen: Pseudo-R² (P²) definiert nach McFadden. Alle Erklärungsbeiträge sind auf dem Ein-Prozent-Niveau statistisch signifikant (gemessen anhand von Likelihood-Ratio-Tests). Die Spalte „df“ gibt die Freiheitsgrade an, die je nach der Kategorienanzahl der unabhängigen Variablen benötigt werden.

Quelle: Eigene Berechnungen. Datenbasis: Sinus-Umfragen von 10/1995 bis 11/1996, Westdeutschland; Befragte ab 14 Jahren; Datensatz bevölkerungsproportional gewichtet nach soziodemographischen Merkmalen. N=45537 (Einkommensmodelle: N=43490).

laubsreisetätigkeit nach. Die geringe Erklärungskraft sozioökonomischer Variablen dürfte also zum Teil der Indikatorenwahl geschuldet sein. Zweitens müsste belegt werden, dass sozioökonomische Variablen früher eine *höhere* Erklärungskraft aufwiesen.⁵ Nichtsdestotrotz gibt es zahlreiche Hinweise, dass Lebensstile heute als primär *alters- und bildungsstrukturiert* anzusehen sind.

Resümierend legen sowohl qualitative als auch quantitative Analysen nahe, weder von einer strikten Struktur determiniertheit noch von einer freien Gestaltbarkeit des Lebensstils zu sprechen. Wenn sich über Variablen der „Standarddemographie“ zwischen rund 10 Prozent und 25 Prozent der Variation in der Lebensstiltypenzugehörigkeit erklären lassen, muss man m.E. erhebliche Lageabhängigkeiten konstatieren. Freilich sind subjektive Gestaltungsspielräume gegeben, doch bewegen sich diese innerhalb der Bahnen, die durch die Ressourcen und Restriktionen der objektiven sozialen Lage vorgezeichnet werden.

⁵ Einer der wenigen systematischen Belege für eine nachlassende Bedeutung sozioökonomischer Positionen für die Stilisierung des Lebens ist die Studie von Buchmann und Eisner (1998, 1999). In einer Untersuchung für Finnland weist Toivonen (1992) im Vergleich der Jahre 1955 und 1985 neben der generell nachlassenden Erklärungskraft sozialstruktureller Variablen einen besonders starken Bedeutungsrückgang des Einkommens und des beruflichen Status für die Struktur des privaten Konsums der Haushalte nach. Für den Kulturkonsum in Deutschland hat sich nach Befunden von Uttitz (1985) die Bedeutung von Bildung, beruflicher Stellung, sozialer Schicht und Haushaltseinkommen zwischen 1953 und 1980 kaum verändert. Die beiden letztgenannten Studien beruhen auf Befragungsdaten, die nur eine begrenzte zeitliche Vergleichbarkeit aufweisen. Aufgrund des bis in die 1970er Jahre reichenden Mangels an geeigneten Befragungsdaten scheinen Inhaltsanalysen besonders geeignet für die Prüfung der Entökonomisierungsthese zu sein.

3. Eigenständige Erklärungskraft von Lebensstilen

Eng verzahnt mit der subjektiven Gestaltbarkeit ist die Hypothese, dass Lebensstile *eigenständige Wirkungen* entfalten und nicht bloß „Reflexe“ der sozialen Lage seien (Hradil 1987: 98, 166f.; 1999: 437; Müller 1992: 369). Bei der statistischen Erklärung sozialer Phänomene sollten sie nicht lediglich „Scheineffekte“ ausüben, die verschwinden, sobald man Lagevariablen kontrolliere; sie sollten *unabhängig* davon wirken (Spellerberg 1996: 205). Notorisch wird behauptet, dass konventionelle Sozialstrukturkonzepte immer weniger zu befriedigenden Erklärungen geeignet seien (Hradil 1987: Kap. 2; Schulze 1992: 16f.; Müller-Schneider 1994: Kap. 3; Hölscher 1998: Kap. 3.2). Der Lebensstilansatz wird wenigstens *implizit* als Ergänzung (Lüdtke 1989: 11; Müller 1992: 369; Georg 1998: 50) oder Alternative (Schulze 1992; Müller-Schneider 2000: 373) zu Klassen-, Schicht- und anderen Sozialstrukturansätzen präsentiert. Dem Minimalanspruch zufolge sollten Lebensstile also *ergänzend* dazu eigenständige Erklärungsbeiträge erbringen (Spellerberg 1996: 205; Otte 1997; Zerger 2000). Die stärkere Behauptung verlangt die Einsetzbarkeit von Lebensstilen mit einer *eindeutig höheren* Erklärungskraft *anstelle* anderer Konzepte.

Nur wenige Studien liegen vor, die die Erklärungskraft von Lebensstilen quantitativ erfassen *und* vergleichend untersuchen. Den umfassendsten Test hat Hartmann (1999: Kap. 6.3) unternommen. Er prüft die Erklärungskraft von drei alltagsästhetischen Schemata in Anlehnung an Schulze (1992). Zieht man die gemittelten Anteile erklärter Varianz (R^2) in bivariaten Regressionen für 148 abhängige Variablen heran, wird ersichtlich, „daß die alltagsästhetischen Schemata eine *relativ* hohe Determinationskraft besitzen. Weiterhin zeigt sich, daß unter den demographischen Variablen Alter und unter den sozioökonomischen Variablen Schulbildung die höchsten Erklärungsbeiträge liefert. Die Erklärungsbeiträge dieser beiden Variablen sind der Größenordnung nach durchaus mit den Erklärungsbeiträgen der drei alltagsästhetischen Schemata vergleichbar“ (Hartmann 1999: 202; Betonung i.O.). Zusammengenommen leisten die drei Schemata – ähnlich wie eine Nachbildung der sozialen Milieus von Schulze – eine Devianzreduktion von 7,5 Prozent (Pseudo- R^2). Nahezu derselbe Wert resultiert, wenn man Alter, Bildung und einen Interaktionsterm dieser beiden Variablen verwendet.

Zwei Studien mit einem vergleichenden Test der Erklärungskraft von Lebensstil- und Klassenmodellen liegen vor. Zerger (2000) unternimmt eine Reanalyse der Daten, die 1991 im Rahmen der Studien von Vester et al. (2001) erhoben wurden. Er greift auf die Sinus-Milieus und ein Klassenschema in Anlehnung an Erikson und Goldthorpe (1992: 28–47) zurück. Die Erklärungskraft untersucht er im Hinblick auf vier abhängige Variablen. Zusammenfassend bekundet Zerger (2000: 242) „erhebliche Zweifel an der Leistungsfähigkeit der beiden untersuchten Großgruppenkonzepte“; „[j]e nach abhängiger Variable liegt die Erklärungskraft von Klassen und Milieus oftmals weit hinter der soziodemografischer Einflußfaktoren.“ Die zentralen Befunde sind in *Tabelle 2* zusammengestellt. Dort sind zunächst die Anteile erklärter Varianz (R^2) in bivariaten Regressionen ausgewiesen (Modelle M1 und M2). Erwartungsgemäß hat die Klassenposition eine größere Bedeutung für die Erklärung des Einkommens. Die Milieuzugehörigkeit dominiert im Hinblick auf zwei Einstellungsvariablen. Sobald man die Einflüsse weiterer, vorwiegend sozialstruktureller Variablen kontrolliert, nehmen die

Tabelle 2: Erklärungskraft von Klassen und Sinus-Milieus in der Studie von Zerger

	logarith. Individualeinkommen (pro Monat)	Arbeitnehmerorientierung (Index)	Einstellung zur Leistungsgerechtigkeit (Index)	Wahlverhalten BTW 1990 (4 Parteien)
	ΔR^2 in %	ΔR^2 in %	ΔR^2 in %	ΔR^2 in %
<i>Bivariate Modelle:</i>				
M1: Klassenposition	13,9	3,8	0,5	k.A.
M2: Milieuzugehörigkeit	2,9	6,0	7,9	k.A.
<i>M3 bzw. M4: Multiple Modelle mit Kontrollvariablen*:</i>				
davon: Klassenposition	2,1	1,6	0,2	k.A.
davon: Milieuzugehörigkeit	0,8	3,4	6,1	k.A.
<i>M5: Multiples Gesamtmodell:</i>				
davon: Klassenposition	(1,4)	(2,1)	(0,1)	(0,5)
davon: Milieuzugehörigkeit	0,6	3,3	6,1	1,9

Anmerkungen: Klassenposition in Anlehnung an Goldthorpe (7 Kategorien); Milieuzugehörigkeit nach Sinus (9 Kategorien). *Kontrollvariablen bei *Erklärung des Einkommens*: Erwerbsstatus, Alter, Geschlecht, Familienstand, Schulbildung und berufliche Bildung, Kapitaleinkünfte, Wohnort. Kontrollvariablen bei *Erklärung der Einstellungsindizes*: Geschlecht, Geburtskohorte, Schulbildung und berufliche Bildung, persönliches Einkommen, Kapitaleinkünfte, Wohnort. Kontrollvariablen bei *Erklärung des Wahlverhaltens*: Geschlecht, Geburtskohorte, Schulbildung und berufliche Bildung, persönliches Einkommen, Wohnort, Gewerkschaftsmitgliedschaft, Konfessionszugehörigkeit und Religiosität, Arbeitnehmerorientierung, Einstellung zur Leistungsgerechtigkeit. Die eingeklammerten Erklärungsbeiträge der Klassenposition im Gesamtmodell können geringfügige Inkonsistenzen aufweisen, weil sich die Fallzahl gegenüber dem Vergleichsmodell ohne Klassenvariable verringert. Pseudo-R² (P²) definiert nach McFadden.

Quelle: Zerger (2000: 166f., 176f., 182f., 188f., 202f., 212f., 216f., 222f., 230f., 236f., 240f.); z.T. eigene Berechnungen auf der Grundlage der Angaben bei Zerger.

Erklärungsbeiträge der Klassen- und Milieuzugehörigkeit teilweise erheblich ab (M3 und M4). Eine Ausnahme betrifft die Bedeutung der sozialen Milieus für die Einstellung zur Leistungsgerechtigkeit: Der milieuspezifische Einfluss sinkt lediglich von 7,9 auf 6,1 Prozent. Im Gesamtmodell (M5), das neben den Kontrollvariablen die beiden interessierenden Konzepte *zugleich* umfasst, ergibt sich keine bedeutende Veränderung der Effekte, d.h. beide wirken hier nahezu *unabhängig* voneinander.

Die Sinus-Typologie wird auch von Otte (1998b: Kap. 8) in ihrer Leistungsfähigkeit relativ zur Klassenlage evaluiert (Datengrundlage wie in *Tabelle 1*). Die abhängige Variable bildet die Parteipräferenz gemäß der Sonntagsfrage. In „Parteienkontrasten“ werden in logistischen Regressionen jeweils zwei Parteien gegenüber gestellt. Auf diese Weise lässt sich untersuchen, welchen Stellenwert Milieus und Klassen für *spezifische* Wahlalternativen haben. Die Klassenlage wird in Form der beruflichen Stellung operationalisiert. *Tabelle 3* macht deutlich, dass die Erklärungskraft beider Konzepte je nach Parteienkontrast erheblicher Variation unterliegt. Weiterhin zeigt sich, dass die Erklärungsbeiträge der Milieus gegenüber denen der Klassen gleichwertig oder überlegen sind. Einen besonders hohen Wert (Pseudo-R²=14,3 Prozent) erreicht die Milieutypologie bei der Wahl zwischen den Grünen und der CDU: Die Anhängerschaften dieser Parteien unterscheiden sich nach Milieuaspekten besonders stark. Auch das Klassenmodell ist am erklärungskräftigsten, wenn die Grünen eine der Wahlalternativen darstellen. Sobald soziodemographische Variablen kontrolliert werden – Bildung, Geburtskohorte, Geschlecht und Konfession –, reduziert sich die Erklärungsleistung beider

Konzepte erheblich: Im Fall des Klassenschemas sinkt sie auf einen Wert von unter 1 Prozent – mit Ausnahme der Konfliktlinie zwischen CDU und SPD (2,5 Prozent); im Fall der Milieutypologie auf Werte zwischen 2 und 3 Prozent – mit Ausnahme des Grüne-/CDU-Kontrasts (5,9 Prozent). In einem gemeinsamen Modell bleiben diese Erklärungsbeiträge weitgehend bestehen (M5). Den Ergebnissen zufolge reicht die Leistungsfähigkeit der Milieutypologie nicht zu einer monokausalen Erklärung der Parteipräferenzen. Zudem lässt sich ein Teil ihrer Wirkungen auf sozialstrukturelle Drittvariablen zurückführen. Andererseits ist darauf zu verweisen, „daß in allen Parteikontrasten ... die Milieutypologie die Erklärung der Parteipräferenz substantiell signifikant verbessern kann“ (Otte 1998b: 97). Ihre Erklärungsleistung entspricht im CDU-/SPD-Kontrast etwa der der Konfessionszugehörigkeit und erreicht im Grüne-/CDU-Kontrast die Hälfte der der Kohortenzugehörigkeit (ebd.: 95) – und diese beiden Variablen bilden in der Wahlsoziologie immerhin zentrale soziale Konfliktlinien ab.

Table 3: Erklärungskraft von Klassen und Sinus-Milieus bei der Erklärung der Parteipräferenz in binomialen logistischen Regressionen (ΔP^2 in %)

	CDU vs. SPD (N=29910)	Grüne vs. CDU (N=18224)	Grüne vs. SPD (N=19312)	FDP vs. CDU (N=15800)	REP vs. CDU (N=14811)	Nichtwahl vs. Wahl (N=40314)
<i>Bivariate Modelle:</i>						
M1: Klassenposition	3,8	5,2	7,0	2,0	3,9	0,8
M2: Milieuzugehörigkeit	4,0	14,3	6,7	3,5	5,7	0,9
<i>M3 bzw. M4: Multiple Modelle mit Kontrollvariablen*:</i>						
davon: Klassenposition	2,5	0,8	0,5	0,6	0,8	0,3
davon: Milieuzugehörigkeit	2,8	5,9	1,5	2,0	3,0	0,6
<i>M5: Multiples Gesamtmodell:</i>						
davon: Klassenposition	1,9	0,5	0,4	0,6	0,5	0,3
davon: Milieuzugehörigkeit	2,2	5,6	1,4	2,0	2,6	0,5

Anmerkungen: Klassenposition gemessen anhand der gegenwärtigen bzw. letzten beruflichen Stellung (11 Kategorien); Milieuzugehörigkeit nach Sinus (10 Kategorien). *Kontrollvariablen: Geschlecht, Schulbildung, Konfessionszugehörigkeit und Geburtskohorte. Pseudo-R² (P²) definiert nach McFadden. Alle Erklärungsbeiträge sind auf dem Ein-Prozent-Niveau statistisch signifikant.

Quelle: Eigene Berechnungen nach Otte (1998b: 95). Datenbasis: Sinus-Umfragen von 10/1995 bis 11/1996, Westdeutschland; nur Befragte mit deutscher Staatsangehörigkeit ab 18 Jahren.

Auf der Grundlage des Wohlfahrtssurvey 1993 legt Otte (1997, 1998b: Kap. 6) einen weiteren vergleichenden Test vor. Die Klassenposition wird nach Müller (1998) operationalisiert, der Lebensstil anhand einer clusteranalytisch konstruierten Typologie, die inhaltlich den Schulze-Milieus nahe kommt (Otte 1997: 306–319). Die abhängige Variable ist die Parteiidentifikation. Untersucht werden die Parteienkontraste CDU/SPD und Grüne/CDU sowie die Frage, ob man sich überhaupt mit einer Partei identifiziert.⁶ Wie *Table 4* zeigt, ist die Klassenposition bei der Wahl zwischen CDU und

⁶ Die Erklärungskraft der Gesamtmodelle (M5) liegt im Vergleich mit den in *Table 3* berichteten etwas höher. Mitverantwortlich dafür ist der höhere Erklärungsgehalt der Kontrollvariablen – zusätzlich konnten Religiosität und Gewerkschaftsmitgliedschaft einbezogen werden –, aber auch die theoretisch gehaltvollere Modellierung der Klassenposition.

SPD deutlich erklärungskräftiger als das Lebensstilkonzept. Unter Kontrolle von Drittvariablen verliert der Lebensstil seinen dort ohnehin geringen Einfluss vollständig. Anders beim Kontrast zwischen Grünen und CDU: Die Erklärungskraft des Lebensstils ist hier doppelt so groß wie die der Klassenposition, und sie bleibt im Gesamtmodell mit 6,5 Prozent beträchtlich. Auch in dem nur schwach erklärungskräftigen Modell zur Nichtidentifikation mit politischen Parteien weist die Lebensstilvariable einen signifikanten Einfluss auf. Otte (1997: 339) kommt zu dem Schluss, dass „die Erklärungsleistung [der beiden Konzepte] von dem abhängt, was erklärt werden soll.“

Tabelle 4: Erklärungskraft von Klassen und Lebensstilen bei der Erklärung der Parteidentifikation in binomialen logistischen Regressionen (ΔP^2 in %)

	CDU vs. SPD (N=545)	Grüne vs. CDU (N=330)	keine Parteidentifikation vs. Parteidentifikation (N=1135)
<i>Bivariate Modelle:</i>			
M1: Klassenposition	4,4**	8,1**	0,3 ^{n.s.}
M2: Lebensstiltypus	1,5*	16,1**	2,1**
<i>M3 bzw. M4: Multiple Modelle mit Kontrollvariablen*:</i>			
davon: Klassenposition	3,8**	3,6*	0,3 ^{n.s.}
davon: Lebensstiltypus	1,0 ^{n.s.}	6,3**	1,2**
<i>M5: Multiples Gesamtmodell:</i>			
davon: Klassenposition	3,6**	3,9*	0,2 ^{n.s.}
davon: Lebensstiltypus	0,8	6,5**	1,1**

Anmerkungen: Klassenposition nach W. Müller (7 Kategorien); Lebensstiltypen clusteranalytisch konstruiert (6 Kategorien). *Kontrollvariablen: Geschlecht, Schulbildung, Konfessionszugehörigkeit und Religiosität, Geburtskohorte und Gewerkschaftsmitgliedschaft. Pseudo-R² (P²) definiert nach McFadden. ** Statistisch signifikant auf dem Ein-Prozent-Niveau bzw. * Fünf-Prozent-Niveau; n.s. nicht signifikant auf dem Zehn-Prozent-Niveau.

Quelle: Eigene Berechnungen nach Otte (1998b: 63). Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Westdeutschland; nur Befragte mit deutscher Staatsangehörigkeit von 18 Jahren bis 61 Jahren (älteren Personen wurde das Lebensstilmodul des Fragebogens nicht vorgelegt).

Diese Einschätzung bestätigt sich im Hinblick auf die Mitgliedschaften in verschiedenen Typen freiwilliger Vereinigungen (Otte 1998a; 1998b: Kap. 5). Lebensstile und Klassen unterscheiden sich in ihrer Erklärungskraft je nach Handlungsfeld der Vereinigungen. Im Handlungsfeld Wirtschaft/Arbeit – d.h. im Hinblick auf die Gewerkschaftsmitgliedschaft – sind soziale Klassen das strukturdominante Konzept, Lebensstile leisten nach Kontrolle von Drittvariablen keinen signifikanten Beitrag mehr. Dagegen ist die Lebensstiltypologie in den Bereichen Freizeit und Kultur überlegen, maßgeblich im Hinblick auf die Mitgliedschaft in kirchlichen und Sportvereinen. Die Ergebnisse verweisen darauf, dass soziale Klassen als „traditionaler“, beruflich verankerter Modus sozialer Integration nicht grundlegend von Lebensstilen als „neuem“ Modus abgelöst werden. Stattdessen können beide Konzepte *einander ergänzen* bzw. je nach Explanandum *punktuell eingesetzt* werden.

Zu einem ähnlichen Fazit kommen Schneider und Spellerberg (1999: 278–285) in einer stadt- und wohnsoziologischen Studie auf der Basis des Sozialwissenschaften-Bus

1996. Sie empfehlen ein „dreistufiges Analyseraster“, bei dem ein Schicht-, Lebensform- oder Lebensstilmodell je nach inhaltlicher Problemstellung bevorzugt werden soll. So hängen Aspekte der räumlichen Mobilität am stärksten von der Lebensform ab, Fragen der Wohnungseinrichtung vom Lebensstil. Über 27 Wohnindikatoren hinweg zeigt sich eine bivariat ähnlich starke Determinationskraft von Lebensstilen und Lebensformen und ein nachrangiger Einfluss der sozialen Schichtzugehörigkeit. Die multivariate Betrachtung beschränken die Autorinnen auf drei abhängige Variablen: Die Ergebnisse multipler Klassifikationsanalysen signalisieren *eigenständige* Erklärungsleistungen insbesondere von Lebensstilen und Lebensformen, verweisen aber auch auf ihre *moderate* Erklärungskraft, die von gegenstandsspezifisch relevanten Variablen – etwa dem Rechtsstatus des Wohnverhältnisses oder dem Quartierstyp – mitunter deutlich übertroffen wird.

Auf der Grundlage des Wohlfahrtssurvey 1993 testet Spellerberg (1996: 207, 209, 211, 212, 214, 215) die Erklärungskraft von Lebensstil, subjektiver Schichtzugehörigkeit, Haushaltsgröße, Bildung, Geschlecht und Pro-Kopf-Einkommen für acht Aspekte des subjektiven Wohlbefindens. Betrachtet man die beta-Effekte in multiplen Klassifikationsanalysen für Westdeutschland, gehört der Lebensstil mit Werten zwischen 0,12 und 0,23 in allen Modellen zu den erklärungskräftigsten Variablen mit einem je eigenständigen Effekt. Mittelt man die acht Werte (eigene Berechnungen), stellt er sich als der bedeutsamste Einflussfaktor vor der subjektiven Schichteinstufung und der Haushaltsgröße heraus. Besonders stark beeinflusst er die Zufriedenheit mit privaten Lebensbereichen (Familie, Freizeit und Ausbildung), weniger stark die mit den materiellen Lebensbedingungen und dem Wohnbereich. In Ostdeutschland erweisen sich Lebensstile als weniger bedeutsam.

In einer Studie zur Gewaltbereitschaft Jugendlicher berichtet Ulbrich-Herrmann (1998: 143, 171, 197) von Anteilen zwischen 9 und 12 Prozent erklärter Varianz (Eta^2), denen eine Typologie von sechs Lebensstilen bivariat Rechnung trägt. Die abhängigen Variablen sind vier gewaltaffine Einstellungsdimensionen sowie Gewaltverhalten. Geringfügig höher liegt die Erklärungskraft der Sinus-Milieutypologie – mit Ausnahme des Gewaltverhaltens, das nur zu 3,1 Prozent erklärt werden kann. Auch unter Kontrolle von Geschlecht und Bildung, die für die Gewaltbereitschaft und gewaltaffine Einstellungen wichtig sind, erweist sich der Lebensstil als die statistisch bedeutsamste Variable (gemessen an beta-Werten in multiplen Klassifikationsanalysen). Gleichwohl reduziert sich sein Einfluss in einigen Modellen deutlich.

Nach dieser – noch immer spärlichen – Evidenz liegt die *bivariate* Varianzerklärung, die man mit Lebensstil- oder Milieutypologien erzielen kann, im Schnitt zwischen 5 und 10 Prozent, mit vereinzelt Abweichungen auf Werte oberhalb und unterhalb dieses Intervalls. Diese Größenordnung gilt u.a. für Nachbildungen des Milieumodells von Gerhard Schulze (Hartmann 1999; Otte 1997, 1998a) und für das Sinus-Milieumodell (Ulbrich-Herrmann 1998; Otte 1998b: Kap. 8; Zenger 2000) – und damit für die zwei meistzitierten empirischen Modelle der Lebensstilforschung. Überzeugende, monokausale Erklärungen vermag der Lebensstilansatz genauso wenig zu leisten wie die kritisierten Klassen- oder Schichtmodelle. Die bescheidene Erklärungskraft deutet darauf hin, dass Lebensstile *keine Alternative*, sondern eine *Ergänzung* anderer Analysekonzepte darstellen. Die Notwendigkeit *multivariater* Erklärungsmodelle ergibt sich

auch daraus, dass Lebensstileffekte zu einem erheblichen Anteil durch andere Sozialstrukturvariablen *gebunden* werden, zum Teil also „Reflexe“ der sozialen Lage sind. Unter Kontrolle solcher Variablen sinkt der Lebensstileinfluss – soweit Erkenntnisse vorliegen – auf einen Anteil von typischerweise 2 bis 4 Prozent erklärter Varianz. Gleichwohl entfalten Lebensstile *auch eigenständige* Wirkungen. Selbst wenn die Erklärungsbeiträge niedrig bis moderat sind, sind sie oft vergleichbar mit denjenigen anderer, in der Forschung gemeinhin als „bedeutsam“ erachteter Einflussfaktoren. Einige Untersuchungen machen darauf aufmerksam, dass Lebensstilansätze *je nach abhängiger Variable* unterschiedlich einsatztauglich sind.

4. Vergemeinschaftung durch Lebensstile

Eine Wirkung, die Lebensstilen nahezu einhellig zugeschrieben wird, liegt im Vergemeinschaftungspotenzial. So wird behauptet, dass sich Menschen an den Lebensstilen ihrer Mitmenschen orientierten (Hölscher 1998: Kap. 2) und beim Vorliegen von Ähnlichkeit soziale Beziehungen eingingen (Lüdtke 1989: 60f.; Spellerberg 1996: 61; Georg 1998: 100; Vester et al. 2001: 169). Schulze (1992: Kap. 4, 374–377) erhebt eine „erhöhte Binnenkommunikation“ sogar zum Definitionskriterium sozialer Milieus. Lebensstile werden als Instanzen „sozialer Integration“ aufgefasst, die für „soziale Identität“ sorgen (Hörning und Michailow 1990; Otte 1998a: 185, 192) und „soziale Kohäsion“ begründeten (Vester et al. 2001: 172, 363–366). Skeptisch betrachtet der Großteil der Forscher die Möglichkeit einer Extremform der Vergemeinschaftung: dass Lebensstilgruppen als abgrenzbare, ihrer selbst bewusste oder organisierte kollektive Akteure auftreten könnten.⁷

Zur Homogenität sozialer Netzwerke nach Lebensstilen liegen meines Wissens noch keine Publikationen vor (vgl. kritisch auch Ludwig-Mayerhofer 2000: 246). Klocke und Lück (2001: Kap. 6) haben mit Daten des Sozioökonomischen Panel 1998 zumindest die Übereinstimmung von Lebensstilen zwischen Ehe- und Lebenspartnern analysiert. Demnach gehören 47 Prozent der Paare jeweils demselben Lebensstiltypus – von sieben möglichen – an. Dieser Wert liegt fast um das Dreifache über dem zufällig erwartbaren Anteil. Leider gehen die Autoren nicht eingehend der Frage nach, inwieweit diese Übereinstimmungen strukturell determiniert sind, z.B. durch ein ähnliches Alter oder gleiche Bildung der Partner. Ebenso wenig untersuchen sie, ob die Homogamie nach Lebensstilen ausgeprägter ist als nach anderen Merkmalen, etwa Bildung, Beruf

⁷ Allerdings messen einige Autoren Lebensstilen eine tragende Rolle bei der Herausbildung „neuer sozialer Bewegungen“ bei, da Anhänger alternativer Lebensstile Träger einer „neuen“, wertgeleiteten Politik seien (Gluchowski 1987; Inglehart 1989: Kap. 8–11; Otte 1997: 332–338; Vester et al. 2001: 358). An dieser Stelle müsste die Werteforschung diskutiert werden, auf die in der Lebensstilforschung merkwürdigerweise kaum Bezug genommen wird, obwohl Wertorientierungen nicht selten als Indikatoren des Lebensstils herangezogen werden. Dies würde den Rahmen des Artikels sprengen. Die Wertetypologie nach Inglehart erweist sich mehreren Untersuchungen zufolge als zumindest partiell unabhängige Einflussdimension für politische Präferenzen (Knutsen und Scarbrough 1995; Otte 1997: 336; Müller 1998: 36, Fn. 38).

oder ethnischer Herkunft. Die *relative* Bedeutung von Lebensstilen als Vergemeinschaftungsinstante bleibt ungeklärt.⁸

5. Konfliktpotenzial von Lebensstilen

Ähnlich wie die lebensstilbasierte Formierung kollektiver Akteure gelten „organisierte“ Konflikte zwischen Lebensstilen als unwahrscheinlich. Stattdessen wird ihnen ein Konfliktpotenzial zugeschrieben, das sich *symbolisch* äußere (Hörning und Michailow 1990: 507, 516f). Als Hauptvertreter dieser Position kann Bourdieu (1982: 755) gelten, dem zufolge „Klassifikationskämpfe“ eine „vergessene Dimension der Klassenkämpfe“ sind. Ihr Konfliktpotenzial ist insbesondere im Hinblick auf *Aneignungsprozesse im öffentlichen Raum* thematisiert worden. Als Paradebeispiel für konfliktgeladene Lebensstilwirkungen gilt die Aufwertung innenstädtischer Wohnviertel („Gentrification“) (Blasius 1993; Dangschat 1994: 353).

Ein *statistischer* Nachweis von Lebensstilwirkungen ist diesbezüglich schwierig zu führen. Wenn Lebensstile nämlich die *symbolische* Dimension von Konflikten ausmachen, bei denen *auch andere* Ressourcen zum Einsatz kommen – etwa das Einkommen auf dem Wohnungsmarkt –, ist es denkbar, dass statistische „Lebensstileffekte“ bei Kontrolle dieser Drittvariablen verschwinden, *obwohl* Lebensstile in der Alltagswahrnehmung der Konflikte ein Gesicht haben. Allerdings müssten sie *bivariat* nachweisbar sein. *Theoretisch* sind drei Arten von Lebensstilwirkungen denkbar: Erstens kann der Lebensstil den Zugang zu einem Wohngebiet oder den Zuschlag zu einer Wohnung beeinflussen. Zweitens kann eine „kritische Masse“ von Quartiersbewohnern ähnlicher Lebensstile die Ansiedlung lebensstilkonformer Infrastruktureinrichtungen nach sich ziehen, z.B. Gaststätten und Geschäfte. Drittens kann die Dominanz bestimmter Lebensstilgruppen in einem Quartier zur Verdrängung anderer Gruppen führen – sei es als direkte Folge lebensstilspezifischer Intergruppenkonflikte (z.B. Auseinandersetzungen über Sauberkeits- und Ruhestandards), sei es indirekt über eine veränderte Vermietungspraxis oder Modernisierungsmaßnahmen.

In einer der umfangreichsten deutschen Studien sind derartige Effekte von Blasius (1993) teils nicht systematisch untersucht, teils nicht nachgewiesen worden. Zwar weist

⁸ Abgesehen davon liegen Hinweise auf vergemeinschaftende Wirkungen indirekt vor. Otte (1998a) weist eine eigenständige Wirkung von Lebensstilen für die Integration in spezifischen Typen *freiwilliger Vereinigungen* nach. Schulze (1992: Kap. 10, Anhang D.10) untersucht die Selektivität *städtischer Szenen* nach sozialen Milieus, allerdings nicht im Vergleich mit anderen Sozialstrukturkategorien. Dass soziale Milieus unterschiedliche *Formen der Gesellung* praktizieren, zeigen die Befunde von Vester et al. (2001: 472–493). Eine „erlebnisorientierte Geselligkeit“ im Rahmen großer Freundschaftsnetzwerke findet sich überdurchschnittlich bei den modernisierten oder jugendkulturell geprägten Milieus. Die Gesellungsstile der „Bodenständigen“ und „Resignierten“ mit einer „konventionellen Familienzentrierung“ und einer relativ geringen Kontaktfrequenz sind typisch für traditionale Lebensstile. Die Abbildungen bei Vester et al. (2001: 492f.) verdeutlichen, dass eine ähnliche Differenzierung von Gesellungsstilen anhand des Alters vorgenommen werden kann. Demnach ist unklar, inwieweit das Gesellungsverhalten je nach Lebensstil „bewusst gewählt“ oder lebenszyklisch elementar vorstrukturiert ist. Das genuine Erklärungspotenzial des Lebensstilansatzes bleibt fraglich.

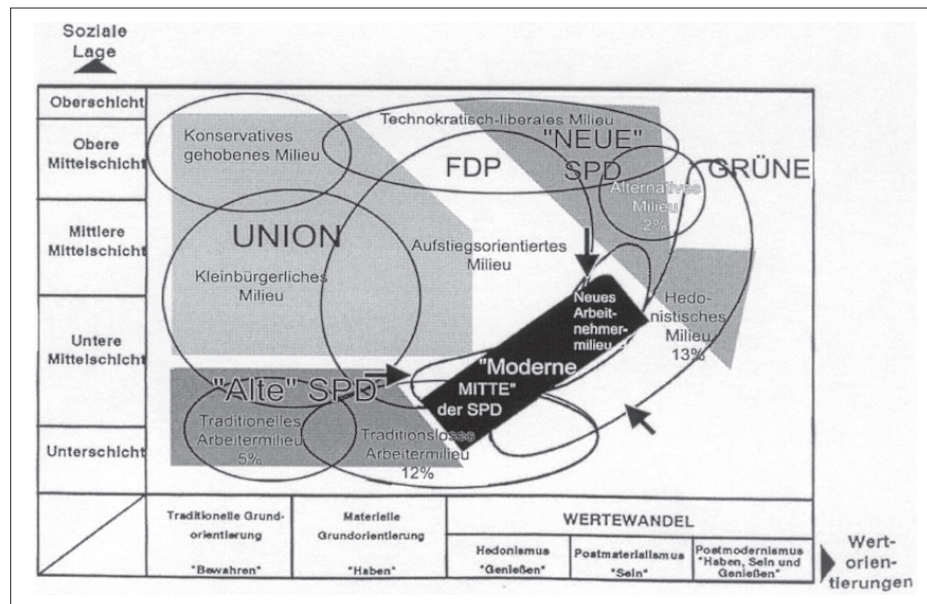
der Autor in einem gentrifizierten Stadtteil Kölns Unterschiede zwischen „Pionieren“, „Gentrifiern“ und den übrigen Bewohnern im Hinblick auf ihre Wohnungseinrichtungen nach (ebd.: 133–175), kaum aber die *Wirkungen* dieser Differenzen. So belegt er nicht, dass die Pioniere und Gentrifier *aufgrund ihrer Lebensstile* im betrachteten Stadtteil wohnhaft geworden sind. Lediglich vereinzelte Hinweise präsentiert er dafür, dass die neuen Anwohner die Ansiedlung einer spezifischen Infrastruktur induziert haben (ebd.: 86f.) – allerdings erbringt Franzmann (1996) in einer Folgeuntersuchung diesen Nachweis. Eine „Verdrängung“ aus dem Untersuchungsgebiet betrifft rund 15 Prozent der Fortgezogenen. Darunter befinden sich signifikant mehr Ausländer; ansonsten sind aber „nahezu alle Haushalte betroffen – auch (Ultra-)Gentrifier“ (Blasius 1993: 222). Ein systematischer Nachweis konflikthafter Lebensstilwirkungen am Wohnungsmarkt steht noch aus (vgl. kritisch auch Friedrichs 1995: 122f.).

6. Erklärendes Verstehen durch Lebensstiltypologien

Meist wird dem Lebensstilkonzept ein *Holismusanspruch* zugeschrieben (Müller 1992: 374; Georg 1998: 94, 154; Hölscher 1998: 97; Zenger 2000: 115). Dieser wird in dreierlei Weise begründet. Erstens könnten Lebensstile soziale Ungleichheiten *mehrdimensional* erfassen und beschränkten sich nicht auf gesellschaftliche Teilbereiche oder Einzeldimensionen – wie Klassenkonzepte auf ökonomisch basierte, vertikale Ungleichheiten. Zweitens könnten sie *alle Gesellschaftsmitglieder* klassifizieren und nicht nur Teile – etwa die erwerbstätige Bevölkerung (vgl. zu beidem Hradil 1987: 97). Drittens orientiere sich das *Alltagshandeln* ganzheitlich an „Syndromen“ von Lebensstilen und nicht an Einzelmerkmalen anderer Menschen (Georg 1998: 156; Vester et al. 2001: 163, 228, 364). Holistisch definiert böten sich Lebensstile zur gesamtgesellschaftlichen Beschreibung von „*Strukturtypen*“ sozialer Ungleichheit an (Bolte 1990; Hradil 1987: 139; Lüdtke 1989: 11, 17; Konietzka 1995: 17). Dahinter steht die Ansicht, dass das Lebensstilkonzept das *erklärende Verstehen* sozialer Phänomene gegenüber „klassischen“ Sozialstrukturkonzepten verbessere. Neben *statistisch messbaren* Wirkungen (Abschnitte II.3 bis II.5) wird ein *theoretisches* Erklärungspotenzial beansprucht.

Diesbezügliche Stärken und Schwächen von Lebensstiltypologien möchte ich an einem Anwendungsbeispiel illustrieren, das verschiedentlich als vorbildlich für seine Leistungsfähigkeit erachtet wird. In einer Auftragsstudie hat das Sinus-Institut in den 1980er Jahren die „Mehrheitsfähigkeit“ der SPD aus einer Milieuperspektive untersucht (zusammenfassend Flaig, Meyer und Ueltzhöffer 1993: 135–150). Demnach rekrutiere die CDU/CSU mehr als 50 Prozent ihrer Anhänger aus zwei Milieus mit eng verwandten Wertorientierungen: dem Konservativ Gehobenen und Kleinbürgerlichen Milieu. Die SPD habe ihre Anhänger in sehr unterschiedlich geprägten „Lebenswelten“: zum einen in den beiden Arbeitermilieus, für die eine „klassische Sozialstaatsorientierung“ kennzeichnend sei; zum anderen im Hedonistischen und Alternativen Milieu, in denen ökologisch-postmaterielle Orientierungen dominierten. Dazwischen habe sich zu Beginn der 1990er Jahre ein weiteres Milieu herausgebildet, das der SPD nahe stehe (*Abbildung 1*).

Abbildung 1: Positionierung der Parteien im Sinus-Milieumodell 1991



Quelle: Flaig/Meyer/Ueltzhöffer (1993: 144).

Das Beispiel verdeutlicht, wie typischerweise ein erklärendes Verstehen aus einer Lebensstilperspektive erfolgt. Dadurch, dass der soziale Raum anhand einer Schichtungsdimension und einer Dimension traditionaler vs. moderner Wertorientierungen aufgespannt wird, gelingt es, *sowohl* den klassischen Links-Rechts-Konflikt zwischen den Lagern der „alten“ SPD und der Union sichtbar zu machen *als auch* den Konflikt zwischen den eher autoritaristischen Positionen dieser beiden Lager und dem an „neuen Werten“ orientierten Lager der „neuen“ SPD und der Grünen. Das Modell ist seinem Holismusanspruch gemäß *integrativ*, indem es das Entweder-Oder der „Cleavage-Theorie“ und der Wertewandelansätze in der Wahlforschung überwindet (vgl. dazu Bürklin und Klein 1998: Kap. 5.3–5.5). Die räumliche Darstellung macht die Konfliktlinien und die Verortung der Wählerlager zudem sehr plastisch. Dies ist für den Anwendungsbezug in der Politikberatung nicht unwichtig. Aus der Darstellung wird erkennbar, wie sich Bevölkerungssegmente als „Zielgruppen“ denken lassen, denen gegenüber der Auftraggeber seine „Produktpositionierung“ optimieren kann. Es wäre interessant zu wissen, wie ein „Strukturverständnis“ im *Verwendungszusammenhang* der SPD-Studie erfolgt ist – leider ist dies nur Insidern bekannt.⁹ Dabei stellt sich die Frage: Lässt sich – und *wie* lässt sich – aus dem Milieuansatz ableiten, welche Positionen eine Partei vertreten und mit welchem Image ihre Kandidaten auftreten sollten, um Wählerstimmen in bestimmten Milieus zu maximieren? Zwar kann man sich intuitiv vorstel-

⁹ Beispiele für die Ableitung strategischer Kommunikationsansätze anhand verschiedener Typologien – darunter der Sinus-Typologie – mit dem Ziel der Veränderung umweltbezogener Lebensstile gibt Brand (2002).

len, welche klischeehaften „Sozialtypen“ mit welchen Grundorientierungen den Milieus angehören. Allerdings ist bei weitem nicht klar, *warum* sie einer bestimmten Partei zuneigen und einer anderen nicht.

Damit sind wir bei den Schwächen von Lebensstiltypologien angelangt. Ihre Integrationsfähigkeit weist eine Kehrseite auf. Nur äußerst selten werden *Erklärungsmechanismen* angegeben, die *präzise* auf die Komponenten des Lebensstils hinweisen, die für die Ausprägungen der untersuchten abhängigen Variable verantwortlich sind. Das Sinus-Institut deutet zwei denkbare Wirkungszusammenhänge an (Flaig, Meyer und Ueltzhöffer 1993: 140–147). Zum einen könne die milieuspezifische Parteineigung „sozialästhetisch“ erklärt werden. Das Image von Politikern und Parteibasis stünde in „soziokulturellen ‚Wahlverwandtschaften‘“ zum Lebensstil der Wähler. Wählen sei ein Akt ästhetischer Präferenzoffenbarung. Zum anderen räumten die Angehörigen der Milieus verschiedenen „Lebensgütern“ unterschiedliche Bedeutung ein. Für die Arbeitermilieus hätten ein „traditioneller Lebenssinn“ und „materielle Sicherheit“ einen hohen Stellenwert; für die Milieus der Hedonisten und Alternativen „Ungebundenheit und Genuss“ sowie „Kultur und Kreativität“. Dass diese Orientierungen aber *verantwortlich* für die Parteipräferenz sind, wird nicht nachgewiesen. Zwar erscheinen die Zusammenhänge plausibel, doch schließen sie andere Erklärungen nicht aus.¹⁰

In einer Zusammenschau der Arbeiten der Lebensstilforschung muss man zu dem Schluss kommen, dass der Anspruch *theoretischer* Erklärungen nur eingeschränkt erfüllt werden konnte. Nach meinem Eindruck ist in vielen Studien nicht einmal die Grundvoraussetzung gegeben: eine lebensnahe, inhaltlich überzeugende Präsentation von Lebensstiltypen, denen man reale Menschen und idealtypische Sozialfiguren zuordnen kann. Untersuchungen, denen das gelingt, bedienen sich oftmals „*dichter Beschreibungen*“ (Geertz 1987). Das gilt für die „Hauptwerke“ der Lebensstilforschung, etwa Bourdieu (1982), Schulze (1992) und Vester et al. (2001). Kaum wird dort zwischen „unabhängigen“ und „abhängigen“ Variablen getrennt; kaum werden Wirkungsmechanismen des Lebensstils herausgearbeitet; kaum werden Lebensstile empirisch mit Alternativkonzepten konfrontiert. Stattdessen liegt ihre Stärke in detailreichen Beschreibungen. An Grenzen stößt ihre Überzeugungskraft, wenn man spezifische Phänomene erklären möchte. Wie lassen sich klassische Untersuchungsgebiete – Wahlverhalten, abweichendes Verhalten, residentielle Segregation – etwa mit dem alltagsästhetischen Ansatz von Schulze bearbeiten? Schwierigkeiten dieser Art verdeutlichen Arbeiten, die Lebensstilmodelle anwendungsorientiert und erklärungsbezogen einsetzen. In den Studien von Otte (1997, 1998b) zu Parteipräferenzen, von Schneider und Spellerberg (1999) zu wohnbezogenen Fragen oder von Ulbrich-Herrmann (1998) zur Gewaltbereitschaft gelingt es nur ansatzweise, *inhaltliche* Erklärungen für die *statistischen* Lebensstileffekte

10 So könnten sich hinter dem Milieueffekt *Berufs- oder Klassenwirkungen* verbergen. Kitschelt (1994: Kap. 1) konstruiert einen politischen Wettbewerbsraum mit einer Links-Rechts-Achse und einer Dimension libertärer vs. autoritärer Werte. Die individuelle Position in diesem Raum hänge von den Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt, den Arbeitsbedingungen und -inhalten ab. Die Hauptanhänger links-libertärer Politik macht Kitschelt in Berufspositionen aus, die durch intensive Interaktionen mit Mitarbeitern und Kunden sowie den Umgang mit kulturellen Symbolen geprägt sind. Dies sind – etwas vereinfachend – die Milieus, in denen Sinus die Anhänger der „neuen SPD“ und der Grünen verortet.

anzubieten (vgl. auch Opp und Finkel 2001; Schroth 1999: 167–170, 178).¹¹ Insbesondere Beiträge, in denen sowohl auf Drittvariablenkontrollen als auch auf Tests von Alternativerklärungen verzichtet wird, hinterlassen den Leser meines Erachtens oft ohne nachhaltigen Erkenntnisgewinn.

Bemerkenswert sind die Überlegungen, die Ulbrich-Herrmann (1998: Kap. 4.7) im Hinblick auf die von ihm statistisch ermittelten, aber theoretisch nicht ohne weiteres erklärbaren Zusammenhänge zwischen dem Lebensstil und der Gewaltbereitschaft Jugendlicher anstellt. Er betrachtet Lebensstile nicht „als *die* Ursache für Gewalt“, sondern als „einen Rahmen (Lernkontext und Gelegenheitsstruktur), in dem Gewalt bedingende Faktoren gedeihen können“ (ebd.: 139; Betonung i.O.). Diesen Faktoren versucht er unter Rückgriff auf die typenbildenden Variablen nachzuspüren. Dabei identifiziert er zwei Bündel von Variablen als förderlich für eine Gewaltaffinität: die außerhäusliche Geselligkeit in der Freundesclique (mit Diskotheken, Kneipen und Partys als Treffpunkten) sowie den Konsum von Action-, Horror-, Science-Fiction- und Pornofilmen. Die Filme stellten einen *Lernkontext* dar, der „gewaltfördernde Prädispositionen bei den Jugendlichen“ erzeugen könne. Diskotheken und Partys fungierten als *Gelegenheiten*, die der Aktivierung solcher Prädispositionen förderlich seien. Die nach Lebensstiltypen unterschiedlichen Ausprägungen dieser Variablen führten die statistischen Lebensstileffekte herbei. Auf diese Weise gelingt es Ulbrich-Herrmann, allzu „impressionistische“ (145) Erklärungsversuche zu umgehen. Dennoch räumt er selbstkritisch ein, dass „auch diese Vorgehensweise nicht ohne eine Berufung auf Plausibilitäten“ (173) auskomme. Das holistische Konzept des Lebensstils verhindere eine *präzisere* Beantwortung der Frage, „aus welchen Gründen mit einzelnen Lebensstilen in bestimmten Gewaltdimensionen Auffälligkeiten verbunden sind“ (172). Dafür bedürfe es einer gezielteren Suche nach den „eigentlichen“ Ursachen und auslösenden Faktoren von Gewalt. Mit dieser Einschätzung zeigt Ulbrich-Herrmann sehr genau die Grenzen von Erklärungen mit Lebensstiltypologien auf. Ihr Einsatz ermöglicht ein *grundlegendes Verständnis* der Strukturierung sozialer Phänomene, ersetzt aber nicht feinsinnigere Analysen, die mit einer *gegenstandsspezifischen* theoretischen und empirischen Modellierung verbunden sein sollten.

7. Pluralisierung von Lebensstilen

Ein kaum noch hinterfragter Begriff ist die „Pluralisierung von Lebensstilen“. Oftmals im gleichen Atemzug wird die Pluralisierung von Familien- und Lebensformen genannt (Müller 1992: 32). Dahinter steht die Hypothese einer historisch eingetretenen, *kollektiven Vervielfältigung* von Mustern der Alltagsgestaltung. Verantwortlich dafür seien die Erhöhung des materiellen Wohlstands, die mit der Bildungsexpansion gestiegene Reflexivität und der Anstieg der Wahlmöglichkeiten auf den Güter- und Sinndeutungsmärkten (Müller 1992: 29ff.; Hradil 1999: 431; Lüdtkke 1989: 54). Lebensstile hätten sich in einem solchen Maß pluralisiert, dass keine klare Zuordnung einer überschaubaren

¹¹ In einem anderen Fall – der Studie von Heitmeyer et al. (1995) – wird auf abstrakte Mechanismen wie „Desintegration“ und „Individualisierung“ rekurriert, um Milieueffekte zu deuten. Dieser Versuch ist nicht ohne Kritik geblieben (Tonn 1998; Ludwig-Mayerhofer 2000).

Anzahl von Lebensstilen zu fest definierbaren sozialstrukturellen Gruppen – wie „Arbeiterklasse“ oder „Bildungsbürgertum“ – mehr möglich sei (Buchmann und Eisner 1999: 592).

Eine „objektive“ Pluralisierung der *Lebensformen* ist zu beobachten (Brüderl und Klein 2003). Im subjektiven Eindruck vieler Menschen ist die Optionsvielfalt vermutlich noch größer, weil die massenmediale Porträtierung relativ *seltener* Lebensformen deren Allgegenwart suggeriert – etwa von Wohngemeinschaften, „getrennt Zusammenlebenden“ und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Zum Eindruck der Multioptionalität mag auch die Medienpräsenz verschiedener Sexualitäten beitragen. Unzweifelhaft hat es eine Zunahme des Angebots auf den Gütermärkten gegeben (Backhaus 1999). Allerdings handelt es sich zunächst nur um *Stilisierungsmöglichkeiten*. Die Frage ist, ob solche *Elemente* von Lebensstilen kohärent miteinander zusammenhängen, ganzheitliche Lebensstile und Identitäten ausbilden und ob sich *diese* pluralisiert haben. Von der Produktdifferenzierung lässt sich nicht auf die Pluralisierung von Lebensstilen schließen.¹² Allerdings ist die Frage, wie viele Lebensstile „es in der Gesellschaft gibt“, nicht zu beantworten: Die Anzahl von Lebensstilen ist so groß, wie man sie analytisch bestimmt. Notwendig sind empirische Untersuchungen zu der Frage, ob sich kulturelle Schemata – etwa hochkulturelle Orientierungen – zunehmend von sozialstrukturell definierten Gruppen entkoppeln.

8. Stabilität von Lebensstilen im Lebenslauf

Während die meisten Lebensstilforscher bezogen auf die Entwicklung von Lebensstilen auf *kollektiver* Ebene die Pluralisierungsthese weitgehend einmütig vertreten, haben sie Hypothesen über Stabilität und Wandel im *individuellen* Lebenslauf weniger eindeutig formuliert. Nach einer verbreiteten Annahme bleiben Lebensstile „relativ stabil“ und unterliegen Habitualisierungen. Diese Behauptung ist Bestandteil vieler Lebensstildefinitionen (Zapf et al. 1987: 14; Lüdtke 1989: 39f, 50; Georg 1998: 92).¹³

Einen erkenntnisreichen Beitrag liefert Hartmann (1999: Kap. 6.4), der die gegenwärtige Ausprägung des alltagsästhetischen Geschmacks der Befragten mit der – retrospektiv erhobenen – Ausprägung zwanzig Jahre zuvor vergleicht. Den Ergebnissen zufolge entwickelt sich ein hochkultureller Geschmack durch lebenslanges Lernen kontinuierlich, während die Nähe zum Spannungs- und Trivialschema stärker von der Kohortenzugehörigkeit, also den Sozialisationsbedingungen in der Jugend, abhängt. Hinweise gibt es auch darauf, dass man sich mit zunehmendem Alter häufiger „etwas Besonderes gönnt“: beim Urlaub, beim Lebensmittelkonsum und bei der Wohnungseinrichtung. Gehoben-arrivierte Lebensstile scheinen einen altersabhängigen Kultivierungsprozess vorauszusetzen.¹⁴

12 Zudem reduziert sich die Diskussion häufig auf Bevölkerungsgruppen, die sich stark über Konsumgüter definieren, insbesondere Jugendliche (z.B. Ferchhoff 1999: 107ff., Kap. 7).

13 Auf Stabilität und Wandel von Lebensstilen zielen auch Überlegungen zur „Milieu-Mobilität“ (Vester et al. 2001: 33–36). Die Forschergruppe um Vester untersucht allerdings vorwiegend die *intergenerationale* Mobilität von Mentalitäten, nicht die Mobilität im Lebenslauf.

14 Daneben liegen *indirekte* Hinweise für lebenszyklische Wandlungen von Lebensstilen vor. Die-

9. Bedeutungsverlust von Lebensstilen?

In jüngster Zeit ist wiederholt zu hören, dass die Bedeutsamkeit von Lebensstilen für soziale Ungleichheiten stagniere oder rückläufig sei. So siedeln Band und Müller (1998: 421f.) „die postmoderne Lebensstildekade“ in der „Endphase der alten Bundesrepublik in den 1980er Jahren“ an. Seit den 1990er Jahren sei eine „Wiederkehr der Knappheit in Gestalt von Arbeitslosigkeit, Armut und Ausgrenzung“ zu beobachten; die Pluralisierung der Lebensstile sei an ein Ende gelangt (Hradil 1999: 431). Interessant ist die Begründung dieser These: Offenbar sehen ihre Vertreter Lebensstile als ein Strukturierungsprinzip, das primär in Abhängigkeit vom *ökonomischen Wohlstandsniveau* an Dominanz gewinnt oder verliert. Dieses Argument lehnt sich auffällig an die „Knappheitshypothese“ an, die Inglehart (1971) als Erklärung für Prozesse des Wertewandels formuliert. Allerdings übersieht das Argument die Persistenz anderer Ursachenkomplexe, die für die „Pluralisierung“ verantwortlich gemacht werden, insbesondere des gestiegenen Bildungsniveaus und der Vielfalt auf den Produkt- und Sinndeutungsmärkten. Widersprüchlich erscheint zudem, dass einerseits von einer „Entökonomisierung“ der Lebensstile ausgegangen wird, andererseits die rezessive ökonomische Entwicklung ihre Bedeutung beeinträchtigen sollte.

Empirisch liegen zeitvergleichend nur Befunde zum Zusammenhang von sozialer Lage und Lebensstil vor. Anhand eines korrespondenzanalytischen Zeitvergleichs mit dem Wohlfahrtssurvey 1993 und dem Allbus 1998 findet Johannsen (2000) einerseits eine zunehmende Bildungs- und eingeschränkt auch Altersabhängigkeit vieler Hochkulturindikatoren, andererseits eine bildungsbezogene Entstrukturierungstendenz der Trivialekultur (vgl. zu einer Replikation mit anderen Maßzahlen Müller-Schneider 2000: 368, Tab. 5). Die „Aufwertung“ der Trivialekultur kann mit der Mitte der 1990er Jahre aufgekommenen Schlagerwelle erklärt werden; weniger klar ist die Ursache der „Elitisierung“ der Hochkultur. Gemessen an der Gesamterklärbarkeit der Lebensstilmerkmale durch die Variablen Bildung und Alter findet Johannsen eine leichte Tendenz der Entstrukturierung, die vornehmlich auf die nachlassende Determinationskraft des Alters zurückgeht. Insgesamt scheint aber die Schlussfolgerung angebracht, dass die Lagerung alltagsästhetischer Schemata „seit Mitte der achtziger Jahre weitgehend stabil geblieben“ ist (Müller-Schneider 2000: 373).

10. Fazit

Fasst man die Evidenz zu den Behauptungen der Lebensstilforschung zusammen, kann man in keinem Punkt auf eine gesicherte Befundlage zurückgreifen. Viel zu selten sind die Behauptungen systematischen Tests unterzogen worden, insbesondere im Vergleich

se stammen aus Studien, die sich mit dem Verhältnis von Lebensstilen und Lebensformen befassen (Konietzka 1995; Klocke und Lück 2001: Kap. 5). Hinzuweisen ist auch auf die vielfach bestätigte Altersabhängigkeit von Lebensstilen (Abschnitt II.2). Das Problem indirekter Evidenz liegt darin, dass wegen fehlender Trend-, Panel- oder Retrospektivdesigns keine Trennung von Lebenszyklus- und Kohorteneffekten möglich ist, so dass sich nur mutmaßen lässt, inwieweit Lebensstile Stabilität oder Wandel unterliegen.

mit alternativen Konzepten. Die Lebensstilforschung ist viel zu lange mit der Generierung immer neuer Typologien beschäftigt gewesen. Erst in jüngster Zeit scheint sich die Einsicht in die Notwendigkeit durchzusetzen, spezifische Hypothesen systematisch zu prüfen (Otte 1997; Hartmann 1999; Schneider und Spellerberg 1999; Zenger 2000; Klocke und Lück 2001). Von besonderer Bedeutung ist die Frage, inwieweit Lebensstile erklärungskräftig sind und zum Verständnis sozialer Phänomene beitragen. Die Befunde deuten stark darauf hin, dass der Lebensstilansatz nicht als Alternative, sondern als *Ergänzung* zu anderen Sozialstrukturkonzepten zu betrachten ist. Aus den moderaten Erklärungsleistungen und der partiellen Lageabhängigkeit von Lebensstilen ergibt sich die *Notwendigkeit multivariater Erklärungsmodelle*. Was ein erklärendes Verstehen angeht, sollte sich die Forschung *handlungstheoretischen* Überlegungen zuwenden und Mechanismen der Genese und der handlungssteuernden Wirkungen von Lebensstilen präziser herausarbeiten. Der Einsatz von Lebensstilen ist zudem nicht für alle Untersuchungsphänomene gleichermaßen geeignet. Die Forschung steht vor der Aufgabe, die *Bedingungen* zu konkretisieren, unter denen Lebensstilansätze ertragreich sind (Rössel 2004).

III. Implikationen für die zukünftige Lebensstilforschung

In meiner Bilanz habe ich auf den Mainstream der Lebensstilsoziologie fokussiert, der sich durch den Einsatz empirischer Typologien auszeichnet. In der Bilanz von Hermann (2004) findet man dagegen eine Zusammenschau verschiedener Varianten von Lebensstilkonzepten, ohne dass diese analytisch geordnet würden. Zur Abschätzung des zukünftigen Ertrages der Lebensstilforschung lässt sich ein analytisches Raster entwerfen (*Abbildung 2*).

Abbildung 2: Varianten der Lebensstilanalyse mit ausgewählten Beispielen

	Allgemeine Sozialstrukturanalyse	Themenzentrierte Lebensstilanalyse
Typologische Orientierung	1 Sinus, Spellerberg, Georg; Schulze (soziale Milieus)	3 Preisendörfer (Typologie von Umweltorientierungen)
Variablenorientierung	2 Gerhards/Rössel; Schulze (alltagsästhetische Schemata)	4 Klein/Schneider/Löwel (gesundheitsrelevante Aspekte des Lebensstils)

Der größte Teil der vorfindbaren Studien ist im Sinne einer *typologisch orientierten, allgemeinen Sozialstrukturanalyse* angelegt (Feld 1). Angestrebt wird a) eine Gliederung der Gesamtgesellschaft in allgemeine Lebensstilgruppen, die b) auf ihre Zusammenhänge mit sozialstrukturellen Merkmalen untersucht und c) als handlungsrelevant in verschiedenen Teilbereichen der Gesellschaft angesehen werden. Methodisch werden solche Gruppen üblicherweise mit Hilfe von Clusteranalysen abgegrenzt. Indikatoren verschiedener Lebensbereiche werden typologisch verdichtet – unter der Annahme, dass die Lebensstilfacetten einer Person auf ein allgemeines „Syndrom“ komprimierbar sind. Als Beispiele können die Sinus-Milieus und die Typologien von Spellerberg (1996) und Georg (1998) genannt werden. Auch die sozialen Milieus nach Schulze (1992) sind

diesem Typus zuzuordnen, wenngleich die Fallzuweisung zu den Milieus operational auf der Ebene von Lagevariablen (Alter, Bildung) – und nicht von Lebensstilsyndromen – erfolgt und keine Clusteranalysen Verwendung finden.

Lebensstile lassen sich auch in Form von *Variablen* analysieren, die nicht typologisch kombiniert werden. Üblicherweise unterscheiden sich Typen und Variablen in ihrem Messniveau. Lebensstiltypologien sind meist nominal skaliert, d.h. man gehört einem Typus an oder nicht, und die Typen sind normalerweise nicht hierarchisch geordnet. Lebensstilvariablen können höheres Messniveau aufweisen, d.h. man kann auf jeder Variable eine mehr oder weniger starke Ausprägung haben. Dies gilt etwa für die drei alltagsästhetischen Schemata von Schulze (1992), mit Hilfe derer sich die individuelle Nähe und Distanz zur Hoch-, Trivial- und Spannungskultur messen lässt. Oftmals werden multiple Indikatoren über Faktorenanalysen oder additive Indizes zu solchen übergeordneten Lebensstil*dimensionen* zusammengeführt. Eine Modifikation der alltagsästhetischen Schemata zu fünf „Lebensstilorientierungen“ nehmen Gerhards und Rössel (2002) vor, um Variationen im Ernährungsverhalten Jugendlicher zu erklären. Sie bewegen sich – ähnlich wie Schulze – im Rahmen allgemeiner Sozialstrukturanalysen, da sie *allgemeine* Lebensstilvariablen zur Erklärung des Verhaltens in einem Einzelbereich heranziehen (Feld 2). Statt auf die Ernährung könnte man sie analog auf das Urlaubs- oder Umweltverhalten Jugendlicher anwenden.

Davon zu unterscheiden sind Ansätze, die als „*themenzentrierte Lebensstilanalyse*“ bezeichnet worden sind (Abel und Rütten 1994). Derartige Ansätze sind vornehmlich auf *ein* Untersuchungsgebiet – d.h. einen gesellschaftlichen Teilbereich oder eine abhängige Variable – gerichtet. Sie haben nicht den Anspruch, mit *einem* Lebensstilmodell soziales Handeln in *verschiedensten* Bereichen untersuchen zu können, sondern operationalisieren Lebensstile themenspezifisch. Auch hier sind typologische und variablenorientierte Ansätze zu trennen. *Bereichsspezifische Lebensstiltypologien* (Feld 3) findet man etwa in der Umweltsoziologie als Typologien von Umweltorientierungen (Preisendörfer 1999: Kap. 7; einzelne Beispiele in Schubert 2000: 58–76, 124–151) oder in der Tourismusforschung als Urlaubertypologien (Schrand 1993). Die typenbildenden Indikatoren entstammen nur dem untersuchten Inhaltsbereich. So bildet Preisendörfer (1999) aus Variablen des allgemeinen Umweltbewusstseins und -verhaltens vier umweltbezogene Typen. Eine solche bereichsspezifische Typologie ist nicht sinnvoll in anderen Bereichen einsetzbar. Ein Beispiel für einen *variablenorientierten* Ansatz ist die Untersuchung von Klein, Schneider und Löwel (2001) zu gesundheitsrelevanten Lebensstilen (Feld 4). Ihren Befunden nach beeinflussen bestimmte *Aspekte* des Lebensstils – Alkohol- und Tabakkonsum, Sport, Übergewicht und die Schlafdauer – das Mortalitätsrisiko. Herangezogen werden nur solche Lebensstilvariablen – und darin liegt die Themenzentrierung –, von denen ein direkter Einfluss auf die abhängige Variable des Mortalitätsrisikos erwartbar ist. Wenn andere Phänomene erklärt werden sollen, wird man die Lebensstilaspekte thematisch anders auswählen.

Wie erfolgversprechend sind diese Varianten der Lebensstilanalyse? *Themenzentrierten* Analysen mit *Variablenorientierung* kann ein großes Potenzial zugesprochen werden (Hartmann 1999: 239f.). Klein, Schneider und Löwel (2001) demonstrieren etwa, dass der häufig berichtete Befund eines geringeren Mortalitätsrisikos höherer Bildungsschichten auf gesundheitsbezogen unterschiedliche Lebensstile zurückzuführen ist. Die

Studie ist ein gelungenes Beispiel für den Einsatz von Lebensstilvariablen als Einflussgrößen, die den Zusammenhang zwischen objektiver Lage und individuellen Lebenschancen *vermitteln* und über einen inhaltlichen Kausalmechanismus mikrosoziologisch zu erklären helfen. Skeptisch sind themenzentrierte Lebensstilanalysen zu betrachten, die mit einer Tautologiegefahr behaftet sind. Diese Gefahr besteht besonders bei *typologischen* Ansätzen. Wenn man versucht, Aspekte des Urlaubsverhaltens durch eine Urlaubertypologie zu erklären, mangelt es leicht an einer Trennung zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen. Die Befunde sind dann wenig informativ und nicht als „Erklärung“ anzusehen. Ein genereller Nachteil themenzentrierter Lebensstilanalysen liegt darin, dass sie nicht dem Programm einer allgemeinen Sozialstrukturanalyse folgen. Der Einsatz von Lebensstilen erfolgt je nach Untersuchungsgegenstand *variabel* und liefert kein eigenständiges Modell der Sozialstrukturanalyse. Er impliziert die Abkehr von einem *bereichsübergreifend* einsetzbaren Standardinstrumentarium der Umfrageforschung. Darin kann auch eine Chance liegen – zwingt doch ein gegenstandsspezifisches Vorgehen zur Umgehung einer atheoretischen „Variablensoziologie“ (Esser 1996).

Die Varianten, die einer *allgemeinen Sozialstrukturanalyse* näher kommen, sind mit den Problemen konfrontiert, die in Teil II herausgearbeitet wurden: einer moderaten Erklärungskraft und Defiziten beim erklärenden Verstehen sozialer Phänomene. Die breite Einsetzbarkeit steht im Zielkonflikt mit der analytischen Tiefe bei der Durchdringung von Einzelphänomenen. Dies gilt für typen- wie für variablenorientierte Ansätze. Aber auch *andere* „Globalvariablen“ – Klassen, Schichten, Lebensformen – unterliegen dieser Problematik. Denn auch *ihre* Einflussstärken sind als nicht ausreichend für monokausale Erklärungen anzusehen und auch die von *ihnen* ausgehenden statistischen Effekte sind oftmals nicht eindeutig interpretierbar. Die aufgezeigten Probleme implizieren also nicht zwangsläufig eine Verwerfung des Paradigmas lebensstilbasierter Sozialstrukturanalysen. Auch *innerhalb* dieses Paradigmas ist jedoch eine Weiterentwicklung erstrebenswert, denn bisher konnte kein Lebensstilmodell etabliert werden, das standardmäßig eingesetzt wird und zu einem kumulativen Forschungsprogramm geführt hat. Daher möchte ich abschließend skizzieren, wie eine Neuorientierung der *typologischen* Lebensstilforschung aussehen könnte, die die Voraussetzungen für eine systematischere empirische Untersuchung ihrer zentralen Behauptungen schafft.

Die gängigen Typologien sind durch vier Hauptprobleme gekennzeichnet:

1. *Mangelnde Vergleichbarkeit*. Ein zentrales Manko besteht in der Vielfalt ermittelter Lebensstiltypologien. Zwar stimmt es, dass auch „bei unterschiedlichem Vorgehen vergleichbare Typen identifiziert worden sind“ (Spellerberg und Berger-Schmitt 1998: 3), die manchmal „ganz bemerkenswerte Übereinstimmungen“ (Giegler 1994: 269) aufweisen, doch mangelt es ihnen an *direkter* Vergleichbarkeit im Sinne identischer Typenkonstruktionen. In *Metaanalysen* sind mehrfach „Parallelisierungen“ von Lebensstiltypen „nach Etikett und Beschreibung“ (Hartmann 1999: 135–145) vorgenommen worden (Schulze 1992: 393; Giegler 1994: 270; Otte 1997: 318; Wahl 1997: 102; Hölscher 1998: 214–260). Dabei treten folgende Probleme auf: a) Die Typen sind in verschiedenen Studien unterschiedlich stark (in Untertypen) differenziert; b) neben übereinstimmenden Typen gibt es solche, die sich in eine andere Typologie nicht pro-

blemlos einordnen lassen; c) die Besetzungsstärke inhaltlich vergleichbarer Typen ist erheblichen Variationen unterworfen; d) in Folge unscharfer Typenbeschreibungen treten intersubjektive Inkonsistenzen bei den Parallelisierungen auf (vgl. zu einem Beispiel Hartmann 1999: 139–144). Die Verbreitung von Metaanalysen ist aus der Not geboren, weil sich bei keiner der Typologien eine methodisch einwandfreie *Replikation* durchführen lässt. Systematische Vergleiche räumlicher Unterschiede und zeitlicher Entwicklungen der Lebensstilstrukturen sind nahezu unmöglich. Dieses Problem ist verantwortlich für die schwierige Überprüfbarkeit der zeitbezogenen Behauptungen (Abschnitte 7 bis 9 in Teil II).

2. *Fraglicher Realitätsgehalt einzelner Lebensstiltypen.* Gerade bei typologisch orientierten Ansätzen besteht die Gefahr von Reifikationen (Hartmann 1999: 167). Viele der Typologien sind als Ganzes oder in einzelnen Typen für den Rezipienten nicht „lebensnah“ genug. Fraglich ist oftmals, ob sie Entsprechungen in realen Vergemeinschaftungen haben. Jede Typologie sollte der Mindestanforderung genügen, zu einer eindeutigen Zuordnung konkreter – datensatzexterner – Fälle in der Lage zu sein (Bailey 1994: 14). Nicht zufällig weisen die Typologien die größte Rezeptionsbreite auf, die intuitiv eingängige Typen unterscheiden: die von Sinus und Schulze.

3. *Theoriearmut.* Das Gros der Lebensstilstudien bringt eine theoriearme Deskription sozialer Unterschiede im Freizeitverhalten oder alltagsästhetischen Geschmack hervor, ohne eine ertragreiche Sozialstruktur*analyse* zu leisten (vgl. die Fundamentalkritik von Konietzka 1995: Teil A). Über empirisch ermittelte Zusammenhänge wird eher interpretativ gemutmaßt, als dass theoretisch stringente Erklärungen angeboten würden. Insbesondere die Entstehungs- und Handlungslogik von Lebensstiltypen bleibt unterbelichtet. Selten werden Typologien in übergreifende theoretische Modelle eingebettet, selten findet eine Rückbindung an andere Konzepte statt (Müller 1992; Garhammer 2000: 110).

4. *Erhebungsaufwand.* Im Vergleich mit konventionellen Sozialstrukturkonzepten sind Lebensstilansätze mit einem vielfach größeren Aufwand bei der Erhebung der zugrunde liegenden Variablen verbunden. Der „Milieu-Indikator“ des Sinus-Instituts beruht auf einer Statement-Batterie mit knapp 50 Items; im Wohlfahrtssurvey 1993 werden Lebensstile in Form von elf Fragebatterien mit 132 Items erhoben (Spellerberg 1996). Die Heranziehung von etwa 40 bis 50 Variablen kann für die Konstruktion der gängigen Typologien als Minimum gelten. Lebensstile sind damit ausgesprochen zeitintensive und teure Instrumente.

Alle vier Probleme sind *methodologisch-methodisch* begründet. Ausgehend von einer Indikatorenvielfalt werden Lebensstildimensionen und -typen üblicherweise *durch ein statistisches Ordnungsverfahren* und *nicht a priori* bestimmt. Es handelt sich um ein *induktiv-empiristisches* Vorgehen, das mit den Problemkreisen wie folgt in Beziehung steht. Die Fallzuweisung erfolgt durch einen mathematischen Algorithmus und liegt außerhalb der Kontrolle des Forschers. Auch wird die Typenabgrenzung nicht theoretisch festgelegt, sondern durch die relativen Merkmalsprofile der Befragten induktiv ermittelt. Die Typologien entstehen datengesteuert und sind deshalb nicht exakt vergleichbar (Problem 1). Die Auswahl der Lebensstilvariablen erfolgt meist relativ willkürlich

und erst ihre statistische Kombination führt zu inhaltlich definierbaren Merkmalsprofilen und Personenaggregaten. Zwar lassen sich zum Teil „reale Lebenswelten“ identifizieren, zum Teil aber auch Aggregate mit Artefaktcharakter (Problem 2). Da immer erst *a posteriori* erkennbar wird, welche Lebensstildimensionen und -typen statistisch „resultieren“, fällt die Integration in theoretische Modelle schwer (Problem 3). Schließlich scheint die Erhebung einer Vielzahl von Variablen erforderlich, weil man getreu dem Motto „Die Masse macht’s!“ Lebensstile „ganzheitlich“ zu erfassen hofft. Die gängige Forschung scheut sich, die Erhebung von Lebensstilen auf eine geringe Anzahl inhaltlich festgelegter Dimensionen zu beschränken und von vornherein ein *vereinfachtes Modell* der komplexen Lebensstilwirklichkeit zu entwerfen (Problem 4).

Welche Konstruktionsmöglichkeiten sind denkbar, die diese Probleme umgehen? Alternativ zu den „empirischen“ Typologien der Lebensstilforschung lassen sich „konzeptuelle“ Typologien konstruieren (Bailey 1994). Eine solche wird *zunächst* „auf dem Papier“ entwickelt und *erst dann* operationalisiert und empirisch untersucht. Mein Vorschlag besteht darin, *zentrale Lebensstildimensionen* auf der Grundlage kumulierter empirischer Erkenntnisse zu identifizieren und durch ihre Kombination eine Typenbildung *konzeptuell* vorzunehmen. Derartige Dimensionen können die Modernität, die biographische Perspektive, das Ausstattungsniveau oder der Aktionsradius des Lebensstils sein. Da eine solche Typologie *a priori* festgelegt wird, lässt sie sich besser *theoretisieren* als eine empirische Typologie. Zur Erklärung der individuellen Verortung auf den Lebensstildimensionen kann etwa eine – empirisch überprüfbare – Theorie der Lebensstilgenese formuliert werden. Die Dimensionen der Typologie sind im nächsten Schritt gezielt zu operationalisieren, und zwar mit möglichst wenigen Indikatoren. Wie im Fall einiger Typologien der Werteforschung (Inglehart 1971, 1989; Klages und Herbert 1983) sollte sich jede Person aufgrund einer bestimmten Merkmalskombination einem Typus zuweisen lassen, ohne dass dafür ein computerbasiertes Klassifikationsverfahren nötig ist, das den Zuweisungsprozess intersubjektiv undurchschaubar macht. Verwendung finden können beispielsweise additive Indizes.¹⁵ Empirisch bleibt lediglich zu klären, welche Besetzungsstärken die Typen aufweisen. Aufgrund der *exakten Replizierbarkeit* einer solchen Typenkonstruktion lässt sich bei einer zeitvergleichenden Untersuchung genau ermitteln, wie sich die Besetzungsstärken verändert und welche Einstellungs- und Verhaltensänderungen innerhalb der Typen stattgefunden haben. Der Versuch einer Umsetzung dieses Vorschlags kann hier nicht eingehender präsentiert werden (vgl. dazu Otte 2000, 2004).

IV. Schluss

Zu aktuellen Bilanzierungsversuchen der Lebensstilsoziologie wurde ein Gegenentwurf vorgelegt, der eine größere Systematik beansprucht. Die Anliegen der Lebensstilforschung wurden zu neun zentralen Behauptungen verdichtet und anhand der vorliegen-

¹⁵ Wenn man an Clusteranalysen festhält, sollte man stärker mit *restringierten* Verfahren arbeiten, indem man etwa die Startwerte der Clusterzentren über eine Eichstichprobe – derart geht das Sinus-Institut vor (vgl. Hartmann 1999: 73f.) – oder über theoretische Annahmen (Friedrichs, Kecskes und Wolf 2002: 136) festlegt.

den empirischen Evidenz bewertet. Ähnlich wie Hermann (2004) und Meyer (2001) komme ich zu dem Schluss, dass von einer „Autonomie des Lebensstils“ nicht gesprochen werden kann: Mit wenigen Sozialstrukturvariablen lassen sich zwischen 10 und 25 Prozent der Variation in der Lebensstiltypenzugehörigkeit erklären. Die Erklärungsleistung von Lebensstiltypologien im Hinblick auf bereichsspezifische Einstellungen oder Verhaltensweisen liegt nach vorliegenden Erkenntnissen bivariat zwischen 5 und 10 Prozent erklärter Varianz, reduziert sich unter Drittvariablenkontrolle aber auf etwa 2 bis 4 Prozent. Diese Größenordnung scheint auch für die prominenten Ansätze des Sinus-Instituts und von Gerhard Schulze zu gelten. Dies sind bescheidene Erklärungsbeiträge, die aber nicht generell „Scheinkorrelationen“ darstellen – wie Hermann andeutet – und die oftmals nicht hinter die Einflussstärken anderer Sozialstrukturkonzepte zurückfallen. Trotz der spärlichen Evidenz kann man schließen, dass der Anspruch einiger Autoren, mit Lebensstilen traditionelle Sozialstrukturkonzepte *ablösen* zu wollen, verfehlt ist. Vielmehr können sie *ergänzend* eingesetzt werden. Dies impliziert, dass rein bivariat orientierte Studien – auch bei der Zielgruppenkonstruktion in der angewandten Forschung – unzureichend und verstärkt multivariate Analysen vonnöten sind.

Eine zentrale, inhärente Schwierigkeit des holistisch angelegten Lebensstilkonzepts, die in den Bilanzen von Meyer und Hermann ausgeblendet wird, betrifft das „erklärende Verstehen“ sozialer Phänomene. Die Zukunft der Ungleichheitsforschung kann *gerade nicht* darin bestehen, zur „Variablensoziologie“ klassischer Provenienz“ (Meyer 2001: 267) zurückzukehren. Vielmehr sollten statistische Effekte von Lebensstilen sinnverstehend interpretiert und einer theoretischen Mikrofundierung unterworfen werden – ähnlich wie dies die neuere Klassenanalyse versucht (Erikson und Jonsson 1996; Goldthorpe 2000; Goldthorpe und Breen 2000). Ein zukunftsfruchtiger Ansatz, der die Probleme von „Globalvariablen“ umgeht, liegt in der Modellierung von Lebensstilen in Form von *themenzentrierten Einzelelementen*, die gezielt auf den jeweiligen Untersuchungsgegenstand abgestimmt sind. Allerdings entfernt man sich damit vom Programm einer allgemeinen Sozialstrukturanalyse mit einem bereichsübergreifenden Analyseinstrumentarium. Möchte man daran festhalten, erscheint es unumgänglich, *replizierbare* Lebensstilmodelle zu konstruieren. Dies bedeutet eine Abkehr von induktiven Typenbildungsverfahren. Erst dadurch wird es möglich sein, einige zentrale Behauptungen systematisch zu prüfen, etwa die zur individuellen Stabilität von Lebensstilen oder zu ihrem kollektiven Bedeutungswandel im Zeitverlauf.

Literatur

- Abel, Thomas, und Alfred Rütten, 1994: Struktur und Dynamik moderner Lebensstile. Grundlagen für ein neues empirisches Konzept. S. 216–234 in: Jens S. Dangschat und Jörg Blasius (Hg.), *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Allmendinger, Jutta, und Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, 2000: Sozialstruktur: Auf der Suche nach der verlorengegangenen Ungleichheit. S. 264–278 in: Richard Münch, Claudia Jauff und Carsten Stark (Hg.), *Soziologie 2000. Kritische Bestandsaufnahme zu einer Soziologie für das 21. Jahrhundert*. Soziologische Revue, Sonderheft 5. München: Oldenbourg.
- Backhaus, Klaus, 1999: Im Geschwindigkeitsrausch. Aus Politik und Zeitgeschichte B31: 18–24.
- Bailey, Kenneth D., 1994: *Typologies and Taxonomies. An Introduction to Classification Techniques*. Thousand Oaks: Sage.

- Band, Henri*, und *Hans-Peter Müller*, 1998: Lebensbedingungen, Lebensformen und Lebensstile. S. 419–427 in: *Bernhard Schäfers* und *Wolfgang Zapf* (Hg.), Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich.
- Berking, Helmuth*, und *Sighard Neckel*, 1990: Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. Zu einigen Formen nachtraditionaler Vergemeinschaftung. S. 481–500 in: *Peter A. Berger* und *Stefan Hradil* (Hg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz.
- Blasius, Jörg*, 1993: Gentrification und Lebensstile. Eine empirische Untersuchung. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Bolte, Karl Martin*, 1990: Strukturtypen sozialer Ungleichheit. Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland im historischen Vergleich. S. 27–50 in: *Peter A. Berger* und *Stefan Hradil* (Hg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, Pierre*, 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brand, Karl-Werner*, 2002: Nachhaltig leben! Zur Problematik der Veränderung von Lebensstilen. S. 183–204 in: *Dieter Rink* (Hg.), Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale. Opladen: Leske + Budrich.
- Breen, Richard*, und *David B. Rottman*, 1995: Class Stratification. A Comparative Perspective. New York u.a.: Harvester Wheatsheaf.
- Brüderl, Josef*, und *Thomas Klein*, 2003: Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland 1960–2000. Eine empirische Untersuchung mit dem Familiensurvey 2000. S. 189–217 in: *Walter Bien* und *Jan H. Marbach* (Hg.), Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Opladen: Leske + Budrich.
- Buchmann, Marlis*, und *Manuel Eisner*, 1998: From Status to Style. Shifts in the Presentation of Self over the Twentieth Century in Switzerland. Paper prepared for Presentation at the Annual Meeting of the ASA, San Francisco, August 21–25, 1998.
- Buchmann, Marlis*, und *Manuel Eisner*, 1999: Freizeit als Element des Lebensstils und Mittel kultureller Distinktion, 1900–1996. S. 590–608 in: *Claudia Honegger*, *Stefan Hradil* und *Franz Traxler* (Hg.), Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, des 16. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, des 11. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg i.Br. 1998. Opladen: Leske + Budrich.
- Bürklin, Wilhelm*, und *Markus Klein*, 1998: Wahlen und Wählerverhalten. Eine Einführung. 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Dangschat, Jens S.*, 1994: Lebensstile in der Stadt. Raumbezug und konkreter Ort von Lebensstilen und Lebensstilisierungen. S. 335–354 in: *Jens S. Dangschat* und *Jörg Blasius* (Hg.), Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Eichmann, Hubert*, 2000: Medienlebensstile zwischen Informationselite und Unterhaltungsproletariat. Wissensungleichheiten durch die differentielle Nutzung von Printmedien, Fernsehen, Computer und Internet. Frankfurt a.M.: Lang.
- Erikson, Robert*, und *John H. Goldthorpe*, 1992: The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies. Oxford: Clarendon.
- Erikson, Robert*, und *Jan O. Jonsson*, 1996: Introduction. Explaining Class Inequality in Education: The Swedish Test Case. S. 1–63 in: *Dies.* (Hg.), Can Education be Equalized? The Swedish Case in Comparative Perspective. Boulder/Oxford: Westview.
- Esser, Hartmut*, 1996: What is Wrong with „Variable Sociology“? European Sociological Review 12: 159–166.
- Ferchhoff, Wilfried*, 1999: Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Flaig, Berthold Bodo*, *Thomas Meyer* und *Jörg Ueltzhöffer*, 1993: Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn: Dietz.
- Franzmann, Gabriele*, 1996: Gentrification und Einzelhandel. Gibt es die „neuen“ Geschäfte? S. 229–258 in: *Jürgen Friedrichs* und *Robert Kecskes* (Hg.), Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Opladen: Leske + Budrich.

- Friedrichs, Jürgen, 1995: Stadtsoziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Friedrichs, Jürgen, Robert Kecskes und Christof Wolf, 2002: Struktur und sozialer Wandel einer Mittelstadt. Euskirchen 1952–2002. Opladen: Leske + Budrich.
- Garhammer, Manfred, 2000: Das Leben: eine Stilfrage – Lebensstilforschung hundert Jahre nach Simmels „Stil des Lebens“. *Soziologische Revue* 23: 296–312.
- Geertz, Clifford, 1987 (1973): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. S. 7–43 in: *Ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geißler, Rainer, 1996: Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 319–338.
- Georg, Werner, 1998: Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Gerhards, Jürgen, und Jörg Rössel, 2002: Lebensstile und ihr Einfluss auf das Ernährungsverhalten von Jugendlichen. *Soziale Welt* 53: 261–284.
- Giegler, Helmut, 1994: Lebensstile in Hamburg. S. 255–272 in: *Jens S. Dangschat und Jörg Blasius* (Hg.), *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden.* Opladen: Leske + Budrich.
- Gluchowski, Peter, 1987: Lebensstile und Wandel der Wählerschaft in der Bundesrepublik Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte* B12: 18–32.
- Goldthorpe, John H., 2000: Class Analysis and the Reorientation of Class Theory: The Case of Persisting Differentials in Educational Attainment. S. 161–181 in: *Ders., On Sociology. Numbers, Narratives, and the Integration of Research and Theory.* Oxford: Oxford University Press.
- Goldthorpe, John H., und Richard Breen, 2000: Explaining Educational Differentials: Towards a Formal Rational Action Theory. S. 182–205 in: *John H. Goldthorpe, On Sociology. Numbers, Narratives, and the Integration of Research and Theory.* Oxford: Oxford University Press.
- Hartmann, Peter H., 1999: Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske + Budrich.
- Heitmeyer, Wilhelm, Birgit Collmann, Jutta Conrads, Ingo Matuschek, Dietmar Kraul, Wolfgang Kühnel, Renate Möller und Matthias Ulbrich-Herrmann, 1995: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim/München: Juventa.
- Hermann, Dieter, 2003: Werte und Kriminalität. Konzeption einer allgemeinen Kriminalitätstheorie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hermann, Dieter, 2004: Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56: 153–179.
- Hermann, Dieter, und Dieter Dölling, 2001: Kriminalprävention und Wertorientierungen in komplexen Gesellschaften. Analysen zum Einfluss von Werten, Lebensstilen und Milieus auf Delinquenz, Viktimisierungen und Kriminalitätsfurcht. Mainz: Weisser Ring.
- Hitzler, Ronald, 1994: Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen. S. 75–92 in: *Ingo Mörth und Gerhard Fröblich* (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Hülscher, Barbara, 1998: Lebensstile durch Werbung? Zur Soziologie der Life-Style-Werbung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hörning, Karl H., Daniela Ahrens und Anette Gerhard, 1996: Die Autonomie des Lebensstils. Wege zu einer Neuorientierung der Lebensstilforschung. S. 33–52 in: *Otto G. Schwenk* (Hg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft.* Opladen: Leske + Budrich.
- Hörning, Karl H., und Matthias Michailow, 1990: Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration. S. 501–521 in: *Peter A. Berger und Stefan Hradil* (Hg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile.* Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz.
- Hradil, Stefan, 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan, 1999: Soziale Ungleichheit in Deutschland. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Inglehart, Ronald, 1971: The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies. *American Political Science Review* 65: 991–1017.
- Inglehart, Ronald, 1989: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt a.M./New York: Campus.

- Johannsen, Harald*, 2000: Sozialstruktur und Lebensstile. Ein empirischer Beitrag zur Strukturierungs-Entstrukturierungsdebatte. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Hamburg: Universität Hamburg, Studiengang Soziologie.
- Kitschelt, Herbert*, 1994: *The Transformation of European Social Democracy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Klages, Helmut*, und *Willi Herbert*, 1983: Wertorientierung und Staatsbezug. Untersuchungen zur politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Klein, Thomas*, *Sven Schneider* und *Hannelore Löwel*, 2001: Bildung und Mortalität. Die Bedeutung gesundheitsrelevanter Aspekte des Lebensstils. *Zeitschrift für Soziologie* 30: 384–400.
- Klocke, Andreas*, und *Detlev Lück*, 2001: Lebensstile in der Familie. ifb-Materialien 3–2001. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg.
- Knutsen, Oddbjorn*, und *Elinor Scarbrough*, 1995: Cleavage Politics. S. 492–523 in: *Jan W. van Deth* und *Elinor Scarbrough* (Hg.), *The Impact of Values. Beliefs in Government*, Volume Four. Oxford: Oxford University Press.
- Konietzka, Dirk*, 1995: Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lange, Elmar*, 1991: Jugendkonsum. Empirische Untersuchungen über Konsummuster, Freizeitverhalten und soziale Milieus bei Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Lüdke, Hartmut*, 1989: *Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang*, 2000: Von Schicht zu Milieu – Was bringen neue Konzepte sozialer Ungleichheit für die Kriminalsoziologie? S. 235–260 in: *Ders.* (Hg.), *Soziale Ungleichheit, Kriminalität und Kriminalisierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Meyer, Thomas*, 1992: Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meyer, Thomas*, 2001: Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz. *Soziale Welt* 52: 255–272.
- Michailow, Matthias*, 1994: Lebensstil und soziale Klassifizierung. Zur Operationsweise einer Praxis sozialer Unterscheidung. S. 27–46 in: *Jens S. Dangschat* und *Jörg Blasius* (Hg.), *Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Müller, Hans-Peter*, 1992: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller, Walter*, 1998: Klassenstruktur und Parteiensystem. Zum Wandel der Klassenspaltung im Wahlverhalten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50: 3–46.
- Müller-Schneider, Thomas*, 1994: Schichten und Erlebnismilieus. Der Wandel der Milieustruktur in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Müller-Schneider, Thomas*, 2000: Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmittel von Schulze im Zeitvergleich. *Zeitschrift für Soziologie* 29: 361–374.
- Noll, Heinz-Herbert*, 1999: Subjektive Schichtestufung. Aktuelle Befunde zu einer traditionellen Frage. S. 147–162 in: *Wolfgang Glatzer* und *Ilona Ostner* (Hg.), *Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Opp, Karl-Dieter*, und *Steven E. Finkel*, 2001: Politischer Protest, Rationalität und Lebensstile. Eine empirische Überprüfung alternativer Erklärungsmodelle. S. 73–108 in: *Achim Koch*, *Martina Wasmer* und *Peter Schmidt* (Hg.), *Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland. Empirische Befunde und theoretische Erklärungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Otte, Gunnar*, 1997: Lebensstile versus Klassen – welche Sozialstrukturkonzeption kann die individuelle Parteipräferenz besser erklären? S. 303–346 in: *Walter Müller* (Hg.), *Soziale Ungleichheit. Neue Befunde zu Strukturen, Bewußtsein und Politik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Otte, Gunnar*, 1998a: Auf der Suche nach „neuen sozialen Formationen und Identitäten“ – Soziale Integration durch Klassen oder Lebensstile? S. 181–220 in: *Jürgen Friedrichs* (Hg.), *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich.

- Otte, Gunnar, 1998b: Gesellschaftliche Wirkungen von Lebensstilen. Empirische Analysen zur Lebensstil- und Klassenstrukturierung von Parteipräferenzen und Mitgliedschaften in freiwilligen Vereinigungen. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Mannheim: Universität Mannheim, Fakultät für Sozialwissenschaften.
- Otte, Gunnar, 2000: Urlaub als lebensführungsspezifisches Investitionsverhalten. *Tourismus Journal* 4: 471–499.
- Otte, Gunnar, 2004: Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Preisendörfer, Peter, 1999: Umwelteinstellungen und Umweltverhalten in Deutschland. Empirische Befunde und Analysen auf der Grundlage der Bevölkerungsumfragen „Umweltbewußtsein in Deutschland 1991–1998“. Opladen: Leske + Budrich.
- Rüssel, Jörg, 2004: Von Lebensstilen zu kulturellen Präferenzen – Ein Vorschlag zur theoretischen Neuorientierung. *Soziale Welt* 55: 95–114.
- Schneider, Nicole, und Annette Spellerberg, 1999: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opladen: Leske + Budrich.
- Schrand, Axel, 1993: Urlaubertypologien. S. 547–553 in: Heinz Hahn und H. Jürgen Kagemann (Hg.), *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft*. München: Quintessenz.
- Schroth, Yvonne, 1999: Dominante Kriterien der Sozialstruktur. Zur Aktualität der Schichtungstheorie von Theodor Geiger. Münster: Lit.
- Shubert, Karoline, 2000: Ökologische Lebensstile. Versuch einer allgemeinen Typologie. Frankfurt a.M.: Lang.
- Schulze, Gerhard, 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Spellerberg, Annette, 1996: Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin: Sigma.
- Spellerberg, Annette, und Regina Berger-Schmitt, 1998: Lebensstile im Zeitvergleich. Typologien für West- und Ostdeutschland 1993 und 1996. Arbeitspapier FS III 98–403. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Toivonen, Timo, 1992: The Melting away of Class Differences? Consumption Differences between Employee Groups in Finland 1955–1985. *Social Indicators Research* 26: 277–302.
- Tonn, Michael, 1998: „Individualisierung“ als Ursache rechtsradikaler Jugendgewalt? S. 263–298 in: Jürgen Friedrichs (Hg.), *Die Individualisierungs-These*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ulbrich-Herrmann, Matthias, 1998: Lebensstile Jugendlicher und Gewalt. Eine Typologie zur mehrdimensionalen Erklärung eines sozialen Phänomens. Münster: Lit.
- Uttitz, Pavel, 1984: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Freizeitverhaltens von 1953 bis 1980 in der Bundesrepublik Deutschland. *ZA-Information* 15: 17–37.
- Uttitz, Pavel, 1985: Determinanten des Freizeitverhaltens in den letzten 30 Jahren. *ZA-Information* 16: 22–39.
- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann und Dagmar Müller, 2001: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Vollständig überarbeitete, erweiterte und aktualisierte Fassung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wahl, Anke, 1997: Strukturierte Pluralität. Lebensstile zwischen vertikalen Strukturbedingungen und intervenierenden Faktoren. Frankfurt a.M.: Lang.
- Zapf, Wolfgang, Sigrid Breuer, Jürgen Hampel, Peter Krause, Hans-Michael Mohr und Erich Wiegand, 1987: Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München: Beck.
- Zerger, Frithjof, 2000: Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Korrespondenzanschrift: Dr. Gunnar Otte, Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften,
Beethovenstr. 15, D-04107 Leipzig
E-Mail: gunnar.otte@uni-leipzig.de